

Gesellschaft Musik Helfer



4

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 2

Inhalt des Februarheftes:

- Gerhard Ewald Rischka: Land an der Saar / Gedicht
Hans Meyer: Zur Breslauer Konzertgeschichte
Heinz Rudolf Fritsche: Grundlagen und Gegenwartsaufgaben der Jugendmusikpflege
Rurt Paqué: Von Elba bis Waterloo
Gustav Schüler: Tat / Gedicht
Dr. Koediger: Gebhard Utinger
Wolfgang Schwarz: Unterm Kreuz / Gedicht
Dr. Arnold Wienicke: Adolf von Menzel
Leonhard Hora: Sei stolz / Gedicht
Dr. Eva Schmidt: Romantik und Biedermeier Lübecker Künstler
Alfred Karl Groeger: Alt-Breslau inferiert
Ernst Rimmer: Mutter — Geburt / Gedicht
Norbert Vogt: Die Geburt in Glauben, Gebräuchen und Sitten in Schlesien
Walter Appel: Aus einem Buchmanuskript: „Brücke zum Leben“
Benno Heintz: Treue
Gerhard Ewald Rischka: Gedicht
Werner Arends: Der Sterngucker
Will Kramp: Frühe / Gedicht
Bernhard Fischer: Isergebirgswinter
Ernst Günther Bleisch: Weißer Wald / Gedicht
Leonhard Hora: Horst Wessel zum Gedächtnis / Gedicht
Erich Tessmer: Sprüche und Gedanken
NS.-Kulturgemeinde
Der schlesische Rundfunk / Theater
Schrifttum / Buchbesprechungen

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Februar 1935

Nummer 2

Land an der Saar

Mein Land, mein deutsches Land!
So hebe Deine wunde Stirne auf,
So öffne Deine Augen doch dem Tag,
Der nun die Freude Dir entgegen trägt.
Wie lange doch in blut'gen Tränen lag
Dein Herz; so heb es doch zur Sonne auf
Mein Land, mein deutsches Land!

Sieh Deine Kinder an,
Daß sie in Hoffnung auf Dich auferstehn
Und Blumen wieder winden Deiner Stirn.
Wir sind Dir treu im Elende und Not!
So hebe auf zu uns die wunde Stirn,
So hebe auf, daß wir Dein Auge sehen
Gerichtet himmelan!

Mein Land, mein deutsches Land!
Es bricht ein Frühling an in Blütenpracht,
Es steigt am Himmel auf der Morgenstern.
Wir wissen Brüder nur und keine Knecht!
Es bricht ein Singen an und ist nicht fern,
Daß in dem neuen Morgen stirbt die Nacht,
Mein heil'ges deutsches Land!

Gerhard Ewald Rischka

Zur Breslauer Konzertgeschichte

Von Hans Meyer

Der Beginn des modernen Konzertlebens in Breslau liegt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Anfänge sind zaghaft. Ein freier Konzertbetrieb ringt sich ganz allmählich los von den Fesseln ständischer Gebundenheit. Mochte die Breslauer italienische Oper (1725—1734) unter dem Protektorat des Adels stehen, mochten in den verschiedenen Collegia musica kleine Kreise des Adels und des Bürgertums zusammenwirken, alle diese Versuche mußten scheitern, solange der Widerhall in der breiten Bevölkerung gering blieb.

Hier Abhilfe geschaffen und neue Wege gewiesen zu haben, ist das Verdienst einzelner Persönlichkeiten, deren Namen meist mit ihren Schöpfungen verknüpft wurden. Schon 1768 veranstaltet Musikdirektor Beinlich Abonnementskonzerte und führt größere Chorwerke auf. Bald folgen der Richtersche Konzertverein und die Konzertgesellschaft des Musikdirektors Deutsch. (Letztere pflegt zwar heute noch traditionsgetreu gute Konzerte, lebt im übrigen aber mehr oder minder in abgeschlossener Geselligkeit. — Die Schriftleitung.) Das Bürgertum nimmt schon damals regen Anteil, zumal das gesellige Moment durchaus nicht zu kurz kommt. Daß mit den vorhandenen Kräften wirklich anspruchsvolle Werke gegeben werden konnten, zeigt die Aufführung von Händels Messias durch Joh. Adam Hiller am 30. Mai 1788.

Hillers Wirken ist für Breslau bedeutsam. Wie in der Folgezeit noch öfter, ist auch hier ein auswärtiger Künstler beispielgebend für die heimische Musikpflege geworden. Seine als Vorbereitung zur Messias-Aufführung veranstalteten 16 Concerts spirituels — typisch auch in ihrer Programmgestaltung — sind anregend für die Abonnementskonzerte gewesen.

Bis zur Wende des 18. Jahrhunderts bleibt das Konzertleben ohne neue Impulse; dann aber erfolgt ein entschiedener Aufschwung. Der Domkapellmeister J. S. Schnabel und der Oberorganist von St. Elisabeth, Friedrich Wilhelm Berner, sind die führenden Männer. Unter ihrer Leitung stehen bald alle Konzertgesellschaften. Mit den gesammelten Kräften werden die größten Aufgaben bewältigt. Große Chor- und Orchesterwerke kehren regelmäßig auf den Programmen wieder.

Im Theater waltet von 1804—1806 mit Tatkraft und jugendlichem Eifer der noch nicht 20jährige Carl Maria von Weber als Kapellmeister. In Konzerten zeigt er sich als Pianist nach dem Zeitgeschmack vor allem im Improvisieren. Durch seine Freundschaft mit Berner wirkt sein Klavierspiel, wie das Orgelspiel Abt Voglers, bei seinen Konzerten in Breslau befruchtend auf die jungen Musiker ganz Schlesiens. Im Jahre 1814 wird durch die Reformideen Carl Friedr. Zelters das königl. akademische Institut für Kirchenmusik bei der Universität als erstes dieser Art in Deutschland ins Leben gerufen. Carl von Winterfeld ist der Direktor, Berner und Schnabel die Lehrer. Nach außen hin tritt die bedeutungsvolle Neugründung vorerst weniger in den Vorder-

Viertes

CONCERT SPIRITUEL

Freitags den 28 Dec. 1787.

Erster Theil.
Fragmente aus Händels *Mefias*.

Zweyter Theil.

Sinfonie von Haydn.
Pastorale zum Weihnachtsfeste.
Halleluja aus Händels *Mefias*.



1806 Apr. 3.

Karl Marie von Weber's Musikalische Akademie

im
K. P. priv. Schauspielhause
zu Breslau.

Donnerstag den 3. April 1806.



Verkauft in der privat. Hand- und Antiquarhandlung
Huguenot's.

Breslauisches Theater.

Sonnabend den 1. August 1829.

Großes Concert

des Königl. Percus. ersten Concertmeisters, Kapell. Königl. Erste Kammer-Violenen und Violenen-
Königl.

Nicolo Paganini.

Erster Theil.

Ouverture aus der Oper *Thyenia* von Ritter Gluck.
Erster Satz eines Concerto *in* *maestoso* componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.
Große Scene mit Chor aus *Diabolo* von Rossini, vorgetragen von Herrn Niedermann, Reußfeld und Köllner.
Adagio cantabile spianato e Polchietta mit Variationen, componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.

Zweiter Theil.

Ouverture aus der Oper *Roberto* von Cimarosa.
Violino und drei Violon mit Variationen componirt und auf der G. Saite vorgetragen von Nicolo Paganini.
Große Scene aus der Oper *Wajaja* von P. Rossini, vorgetragen von Herrn Zingony.
Variationen auf dem Paganini aus dem Aufbaum von Alceste, Ballet des *Magas*, componirt und vorgetragen von Nicolo Paganini.

Alle Abonnement-Würde ohne Ausnahme, so wie jeder sonst bewilligte freie Zutritt ist unentgeltlich.
Preis für ein Platz werden von 4 Uhr Abends bis 8 Uhr Nachmittags 4 Uhr von 2 Uhr Abends bis 6 Uhr in der Wohnung des Auctioneers
verkauft, in welcher alle Plätze zu 200 kr. werden nach Belieben zu 100 kr. oder 50 kr. abgegeben.

Preise der Plätze:

1. Platz in der ersten Reihe	2 Rthl. 50 Gr.
2. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 50 Gr.
3. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 25 Gr.
4. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 12 1/2 Gr.
5. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 6 1/4 Gr.
6. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 3 1/2 Gr.
7. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 1 1/4 Gr.
8. Platz in der ersten Reihe	1 Rthl. 1/2 Gr.

Einlaß 6 Uhr. Anfang 7 Uhr. - Ende nach 9 Uhr.

Heute, Montag den 30. September 1833
Abends präcise um 7 Uhr

Musikalische Soirée

im Saale des Hôtel de Pologne
unter gütiger Mitwirkung mehrerer der ausgezeichnetsten hiesigen
Künstler und Dilettanten gegeben von

Otto Nicolai,
aus Berlin.

Erster Theil.

- 1) Sonate für das Pianoforte à 4 Hände (erster Satz) von Otto Nicolai, gebildet von Herrn Ober-Dramaturgen Köhler und dem Componisten. (Neb. Klavierst.)
- 2) „Frühlingsglaube“, Gedicht von Uhlend, componirt für die Tenor-Stimme von Otto Nicolai, gesungen von einem sehr geschickten Dilettanten. (Neb. dem 2. Klavierst.)
- 3) Fantasie für die Violine von Molique, vorgetragen von Herrn Sührer sen.
- 4) Zwei Lieder, „Schmerz“ und „meine Blumen“, componirt und gesungen von Otto Nicolai. (Neb. dem 2. Klavierst.)
- 5) Psalm für 6 Männerstimmen von Otto Nicolai. (Neb. op. 17.)
- 6) Großes Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell von H. von Herzobov, (op. 70), Nr. 2, in Es dur gebildet von Herrn Sührer sen., Herrn Cantor Köhl und dem Concertgeber.

Zweiter Theil.

- 7) Lied, „An die Entfernte“, für die Tenorstimme mit Begleitung des Violoncells und Pianoforte von Otto Nicolai. Gesungen von einem sehr geschickten Dilettanten. (Neb. 2. Klavierst.)
- 8) Variationen für die Violine von Demet, vorgetragen von Herrn Sührer.
- 9) Drei Lieder, „Lied des Geistes“, „die dankbaren Reicher“ und „der Wanderer“, componirt und gesungen von Otto Nicolai. (Neb. dem 2. Klavierst.)
- 10) Ouverture und Ronde für das Pianoforte von F. Kallwerner (aus op. 15) gebildet vom Concertgeber.
- 11) Zwei Lieder, „Lied der scheidenden Geliebten“ gebildet von H. Kallwerner und „Lied des Geistes“, gebildet von Hoffmann von Fallersleben, für Männerstimmen componirt von Otto Nicolai (Neb. Klavierst.)

Rittwoch den 19^{ten} September 1827
in der

Mula Leopoldina
zweites und letztes

Vocal- und Instrumental-Concert

von
Henriette Sontag

Königl. Preuss. Kammer-Sängerin.

Erster Theil.

- 1) Ouverture aus der Oper: Zigrano von Nigbin.
- 2) Große Scene von Pasquill, gesungen von Henriette Sontag.
- 3) Concertstück von Carl Maria von Beet, begleitet von Herrn Hoff.
- 4) Duetto ballo aus den cantatrice; villane von Fioravanti, gesungen von Henriette Sontag und Herrn Rosenbusch.

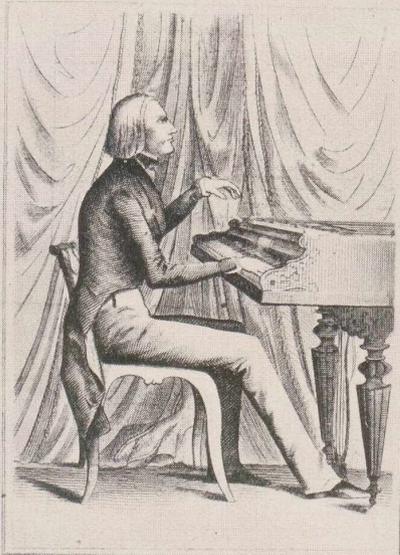
Zweiter Theil.

- 5) Ouverture aus der Oper: die beiden Blinden von Felice von Rebut.
- 6) Erste Airé des Sexto aus Mozarts elemenza di Tito mit obligater Clarinette, (Parto 2. f. B.) gesungen von Henriette Sontag und begleitet von Herrn Schnabel.
- 7) Die Declamation, Gedichte von Karl Schall, vortragen von Nina Sontag.
- 8) Auf allgemeines Begehren: Variationen von Kade, vortragen von Henriette Sontag.

Einzel-Billets zu Einem Thaler und funfzehn Silbergrößen, für Saal und Loge gleich gültig, sind in der Buchhandlung der Herren Josef May und Comp. in der goldenen Sonne auf dem Paradeplatz und am Theater-Abend an der Kasse zu bekommen.

Der Anfang ist um 7 Uhr. Das Ende gegen 9 Uhr.

Die Kasse wird um 5 Uhr geschlossen.



Fr. Liszt.

am 31. Januar 1838. im Theater zu Breslau.

Montag, den 7. December 1863:

Fünftes
Abonnement-Concert

des
Breslauer Orchester-Vereins

unter Leitung des Herrn

Richard Wagner.

PROGRAMM.

1. Sinfonie (A-dur)..... L. v. Beethoven.

Poco sostenuto; Vivace.

Allergretto.

Scherzo.

Allergo con brio.

2. a) Vorspiel (Liebestod); } aus:
b) Schlußsatz (Verklärung.) } „Tristan und Isolde“ } R. Wagner.

a) Vorspiel (Liebestod).

Tristan fährt, als Bauerwerber, Isolde seinen Kötze und Oheim zu. Beide lieben sich. Von der schmerzlichen Klage des unglücklichen Verlangens, vom artzettel Erleben bis zum freudigen Ausbruch des übermässigen, hoffnungsloser Liebe, durchleuchtet die Empfindung alle Phasen des siegeslosen Kampfes gegen die innere Gluth, bis die, umarmung in sich zurückzinkend, wie im Tode in verlöschen schreit.

b) Schlußsatz (Verklärung).

Doch, was das Schicksal für das Leben trennte, lebt nun verklärt im Tode auf! Die Pforte der Vereinigung ist geöffnet. Irer Tristans Liebe gewahrt die sterbende Isolide die seligste Erfüllung des glühenden Sehns, ewige Vereinigung in ungesessenen Räumen, ohne Schranken, ohne Banden, unzerrenbar!...

3. Siegmund's Liebesgesang aus der „Walküre“..... R. Wagner.
gesungen von Herrn Cantor Deutsch.

Siegmund, von übermässigen Feinden verfolgt, ist ermüdet und willkühn in Handlung. Er gelangt, und von dessen jungen Weibe Sieglide gepflegt und erquickt werden. Zwischen diesen beiden treten abmorgeweilie Beziehungen hervor. Siegmund liebt von seiner Zeit Begewehener in früherer Knechtel genannt; in seiner wildenmässigen Lust hat er sie, was ihm schuldig, heimlich verwardi gewesen war. Sieglide, ebenfalls in ihrem Sinne der Hochzeit getrieben, hat, kann heranzugewandt, einen inneren, heimlichen Wunsch, von Siegmund zu werden. Die Begewehung Sieglide's weckt in ihr fern schmerzliche Erinnerung an Siegmund's Gemüthe in ihr zur das Langeweile, langverweilt. Ihre Abneigung zu vergewöhnen, was Sieglide's moralische Weib sein. Der aufgewachten, Siegmund von ihrem Neben, nicht die der Schicksale in seine Hand. In der Zeit mit einem Knecht die Thüre des Hauses und Sieglide's recht, was unterbrecht, bis auf nach

grund. Das gesamte heimische musikalische Geschehen wird in den kommenden Jahrzehnten immer wieder übertönt durch das Konzertieren auswärtiger Künstler. Die Blütezeit des Virtuositentums bricht auch für Breslau an.

Die schlesische Hauptstadt zeigt sich so recht als Mittlerin zwischen Ost und West, Nord und Süd. Es gibt keinen Virtuosen dieser Zeit, der nicht auch in Breslau seine Spezialkunststücke vorgeführt hätte. Die Stadt erlebt eine Henriette Sontag, steht im Banne Paganinis, nimmt regen Anteil an den z. T. heftigen Pressefehden. Es erscheinen Broschüren, Bilder (s. Bild Liszts), Karikaturen, die für und wider die Gäste witzig, lehrhaft, oft pamphletistisch Partei nehmen. Breslau zollt aber auch einem ehrlich schaffenden deutschen Künstler, beispielsweise einem Otto Nicolai, dem aufdringliche Reklame fernliegt, freudig Beifall.

Die Welt des Scheins und der Triumph der Technik können der Entwicklung ernster, echter Kunst nichts anhaben. 1825 gründet Mosewius die Breslauer Singakademie. Die Breslauer Orchester sind auch außerhalb Schlesiens berühmt. Das Auftreten einer Schröder-Devrient und Jenny Lind, eines Franz Liszt, Chopin, Ludwig Spohr gibt dem Streben heimischer Künstler Richtung und Ziel. Der Gedanke des Zusammenschlusses nach nur künstlerischen Gesichtspunkten bricht sich Bahn. Der im Jahre 1862 von Leopold Damrosch ins Leben gerufene Breslauer Orchesterverein mit seinen Abonnementskonzerten bildet auf dem Gebiet der Instrumentalmusik die Brücke zu unseren Tagen. Daß er schon im fünften Konzert Richard Wagner, Beethovens A-Dur-Symphonie und eigene Werke dirigierte, enthüllt die Bedeutung des neuen Unternehmens.

Schlesiens Hauptstadt galt in den vergangenen Tagen als Musikstadt; diesen Ruf wieder neu zu begründen, ist unsere Aufgabe.

**Macht Neues, Neues!
Haltet Ihr Euch an das Alte,
dann hat Euch der Teufel der Unproduktivität.**

Richard Wagner.

Grundlagen und Gegenwartsaufgaben der Jugendmusikpflege

Von Heinz Rudolf Fritzsche

Die Entwicklung der Musik an sich und der Musikpflege im besonderen ist zu keiner Zeit einen bedauerlicheren Irrweg gegangen, als in den Jahren seit der Jahrhundertwende — und das aus mancherlei Gründen. Das Zeitalter des Materialismus schuf den „Musikbetrieb“. Massenwirkung in Orchester und Chor, Persönlichkeitskult und Starwesen, die Übersteigerung des Nur-Außerlichen bis zur sinnentleerten Technik und die Unterschätzung des geistigen Gehaltes, die bewußte Verfremdung des Klanges und der Klangfarbe bewirken jene verhängnisvolle Passivität der „Hörer“ und bald auch die Minderwertigkeit musikalischen Talents überhaupt. Die Hausmusik, seit mehr als vier Jahrhunderten die Trägerin deutschen Musiklebens und Musikschaffens, fällt dem ins Ungeheure steigenden, vorwiegend instrumentalen Musikkonsum der Schallplatte und des Rundfunks zum Opfer. Musik als Kunst ist das Vorrecht einer begüterten und von jüdisch-intellektuellen Eliten durchsetzten Gesellschaftsklasse, Musik als Unterhaltung in Gestalt einer sentimental und leichten „Salonmusik“ oder eines falsch verstandenen und zudem noch schlecht gekounten „Jazz“ die oft recht minderwertige und verderbliche Speise der urteilslos gewordenen Masse — und das völlige Verliegen der Singefreudigkeit war eine nur zu natürliche Folge dieser Entwicklung.

Die Krise der Musik hat ihren Niederschlag in einer schier überreichen Fülle von Aufsätzen, Abhandlungen und theoretischen Erörterungen gefunden, deren Bemühungen nur zu oft am angestrebten Ziel blind vorbeigegangen sind. Und das in der Hauptsache darum, weil der Streit der Meinungen sich sehr bald einerseits in abwegigen Erörterungen etwa um den Vorzug polyphoner oder homophoner, alter oder neuer Musik oder um den — in Wahrheit nur scheinbaren — Gegensatz zwischen Volksmusik und Kunstmusik, andererseits in wirklich unerwünschten polemischen Angriffen, denen es an Klarheit des Urteils mangelt, auszutoben begann. Zwar erkennen alle diese Darstellungen richtig die Ursachen des Verfalls, schildern aber immer nur eher die Erscheinungen der Zersetzung, als daß sie für den Aufbau wirkliche Beiträge liefern.

Weniger in der Erkenntnis, daß eine Wandlung nicht aus wissenschaftlichen Untersuchungen oder geschichtlichen Betrachtungen erwachsen wird, als vielmehr rein instinktiv ist die Jugend inzwischen still und in wirklich ernstem Ringen den Weg der Tat gegangen. Ihr Singen und Spielen ist jung, und kaum geboren die Musik der Jugend überhaupt! —

In der bewußten Zurückwendung zum volkhaften Musizieren wuchs die Singbewegung als ausgesprochene Laienmusikbewegung, die als solche wieder eine Frucht der aus dem Wandervogel hervorgegangenen bündischen Jugendbewegung ist¹⁾. In ihrer Abkehr von der herrschenden materialistischen und intellektualistischen Lebensauffassung ist allen diesen Bewegungen gerade die Musik, weil sie Quelle und Ausdruck zugleich des Gemeinschaftsgefühls ist, zur Lebensnotwendigkeit geworden. Gesungen hat der Wandervogel anfangs wahllos so ziemlich alles! „Die Leibleider des Wandervogels haben gewechselt wie die Pariser Moden: Bierlied — Scheffel — Arie — Moritat und Turnerlied. Zuletzt kam still und anspruchslos das Volkslied. — Aber es kam eigentlich nicht, es blieb — blieb zurück als der einzig lebensfähige Rest jener Nachwerkszeiten. Und indem die Jahre Volkslied an Volkslied in unsere Reihen woben, erkannten wir mehr und mehr, daß hier im stillen eine neue, eigenartige Welt für unseren Wandervogel entstand. Was der Wandervogel draußen sucht, das steht im Volkslied geschrieben! Man kann wohl sagen: das Volkslied ist nahezu der musische Ausdruck unserer Wandervogelideale.“

Mit diesen Worten schickt der Urwandervogel Hans Breuer seinen „Zupfgeigenhansl“ auf den Weg; er erscheint nach Kriegsende unter Mitwirkung vieler Wandervögel mit mehr als 200 Liedern. Sein Liedgut ist heute freilich überholt, weil es, gemessen am Wert vieler späterer Lieder-sammlungen, recht willkürlich und vom Standpunkt einer bewußten Volksliedkritik, wie wir sie heute fordern, nicht selten sogar fehlerhaft war. Dennoch bleibt der „Zupfgeigenhansl“ ein durchaus achtbarer Anfang, durch den unsere innerlich noch gesunde Jugend in ihrer Gesamtheit in der Folgezeit den Anstoß zur Wiedererweckung und zur Wiedergewinnung des Volksliedes überhaupt erst erfahren hat.

Die Jugendbewegung ist mit diesen unzweifelhaft glücklichen Anregungen bald zu einer fleißigen Sammeltätigkeit und einer bewußten Liedpflege gekommen. Jene findet ihren Ausdruck in einer Fülle von Liederblättern, diese in der Bildung von Musikgruppen und -gilden. So entstehen Musiker gilden, in denen sich die aus der Jugendbewegung hervorgegangenen Fachmusiker zusammenschließen, um in richtiger Erkenntnis der Notwendigkeit der Jugend als musikalischer Führer und Berater zu dienen. Mit ihnen wächst langsam eine Musik der Jugendbewegung heran. In diesem Sinne ist die Jugendbewegung bereits ein Stück Musikgeschichte, und zwar mehr, als die zünftige Musikwissenschaft — selbst heute noch! — einsehen will.

Die Singbewegung ist als ein ausgesprochen musikalisch ausgerichteter Zweig der Jugendbewegung mit dieser stets Hand in Hand gegangen. Die

¹⁾ Der Verfasser beschränkt sich absichtlich und dem Thema des Aufsatzes entsprechend nur auf die Andeutung der Grundlagen der heutigen Jugendmusikpflege. Die Entwicklung als solche ist in Gestalt einer kurz gefaßten Einführung in der Schrift von Annemarie Flügel: „Jugendbewegung und Jugendmusik“, Verlag von August Steiger, Moers, bereits übersichtlich dargestellt worden.

Art und Weise ihrer Entstehung auf dem so durch Wandervogel und bündische Jugendbewegung vorbereiteten Boden ist in ihrer grundsätzlichen Einstellung zum heutigen bürgerlichen Männergesangverein eine mehr als merkwürdige Parallele zum Aufkommen eben des Männergesangs im frühen 19. Jahrhundert. Wie die Gründung des Männerchores fast gleichzeitig und doch unabhängig zunächst von Karl Friedrich Zelter in Berlin und ein Jahr darauf von Hans Georg Nägeli in Zürich erfolgte, so wuchs die Singbewegung in Böhmen und Schlesiens mit Walther Hensel und in Norddeutschland mit dem aus Hamburg stammenden und mit Hensel gleichaltrigen Fritz Jöde. Waren die Erscheinungsformen des Singens damals die strenge Form der „Liedertafel“ und die aufgelockerte des „Liederkranzes“, so sind es nun in selbständiger Entsprechung wieder die strenge Form der Singwoche in Gestalt eines Gemeinschaftslagers und die aufgelockerte der Offenen Singstunde.

Man hat die Männer der Singbewegung gelegentlich angegriffen und ihre Verdienste zu schmälern versucht. Ein solches Unterfangen ist ebenso unklug wie unberechtigt! Zwar war es nicht das erstemal, daß man zum Volkslied zurückfand. Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ und Arnim und Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ hatten es um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in rein philologischer Blickrichtung und nur immer von der dichterischen Seite her erfaßt. Die Erkenntnis aber, daß auch die musikalische Seite des Volksliedes zum mindesten einer Pflege würdig und daß eine solche Betreuung im Interesse des Volksliedes sogar bitter notwendig sei, — diese Erkenntnis kam erst reichlich hundert Jahre später und ist das unbestreitbare Verdienst eben der Singbewegung. Ihr Liedgut ist (einschließlich der in ihr entstandenen wenigen Neuschöpfungen) auf dem Wege über ihre zahlreichen Lieder Sammlungen — „Strampedemi“, „Aufrecht Fähnlein“, „Der Jungfernkranz“, „Der Musikant“, „Frau Musica“ u. a. — heute schlechthin Allgemeingut (wenigstens der hierfür empfänglicheren Kreise unseres Volkes) geworden.

Innerhalb der Studentenschaft hat die Singbewegung in der „Deutschen Sängerschaft“ vor etwa acht Jahren Boden gefaßt, die im März 1927 zum ersten Male eine Sängerschaftswoche auf dem Jugendhof Hassitz bei Glatz, der die jungen singenden Studenten seitdem regelmäßig zu ähnlichen Veranstaltungen aufgenommen hat, durchführte. Nur an einer Stelle — ausgenommen allerdings die Lobedachöre der Deutschen Angestellten-Schaft — hat die Singbewegung nie rechten Einfluß gewinnen können: im Männerchor. Und gerade da wäre er so bitter notwendig gewesen!

Eins also müssen wir anerkennen: die musikalische Jugendbewegung in Gestalt vornehmlich der Singbewegung hat mit der Zeugung musikalischen Lebens die Grundlage für eine junge deutsche Musikbewegung geschaffen. Ihre Schwäche freilich lag darin, daß sie mehr oder weniger nur immer von einer reichen und großen musikalischen Vergangenheit zehrte, zu einer Zeit, da die Jugend bereits um den Ausdruck auch der lebendigen Gegenwart im Musikalischen rang. In der Tat hat die Singbewegung die Gefahr des einmal notwendig

kommenden Auf-der-Stelle-Tretens gelegentlich richtig erkannt und auch eingesehen. Sie scheiterte an dem, was sie einst als den Wegbereiter ihrer Arbeit zu erkennen geglaubt hatte: an ihrer gänzlich unpolitischen Art. —

Da empfängt das Singen der Jugend einen neuen, ungemein gewaltigen Antrieb aus dem Kampf der nationalsozialistischen Bewegung. Mit ihm erwächst ein völlig neues Liedgut: das nationalsozialistische Kampflied. Nicht nur gesungen im Kampf und für den Kampf, sondern aus ihm heraus geboren, das ist das Entscheidende! Die ungeheure Schwungkraft der kämpfenden Bewegung hat schöpferische Kräfte nun wirklich frei gemacht. Das politische Kampflied ist die Waffe des neuen Deutschlands geworden²⁾.

Wir kennen alle jene gemeinschaftsformende Kraft des Marschliedes, oder überhaupt: des Liedes beim Marsch. Wo immer wir marschierten, da waren auch Lieder, und wo immer gekämpft wurde, da geschah es nicht mit der Waffe allein. Der heldische Geist jener Volksgenossen, die im erbitterten Kampf um ein neues, ein deutsches Deutschland standen und fielen, erwuchs ihnen aus ihren Liedern. Diesen Männern formten sie Wesen und Haltung, andere sollten sie bis auf den letzten Schläfer wachrufen, mitzuhelfen am Neubau des Reiches.

In dieser letztlich erzieherischen Haltung liegt gerade die Bedeutung des Neuen! Wir sehen zudem in unseren Tagen und vor unseren Augen im nationalsozialistischen Kampflied ein Stück Werden und Geschichte des deutschen Volksliedes überhaupt. Und zwar ganz und gar nicht so mystisch, wie die Forschung das Entstehen unserer deutschen Volkslieder nur zu oft dargestellt hat!

Wir ahnen heute, wenn wir Massensammlungen und Aufmärsche erleben, wieder jene geheimnisvolle Urgewalt des Rhythmus, der die Quelle alles Musischen schlechthin ist, und wir erkennen damit neu eine wesenhafte Aufgabe insbesondere auch der Musik. Mit Ernst Riek vertreten wir wieder die Notwendigkeit auch der musischen Erziehung, weil aus der wehrhaften Erziehung allein ein soldatischer Geist und eine seelische Haltung nicht erwachsen können. Musik ist in diesem Sinne ein formendes, erzieherisches — ja, staatsbildendes Mittel. „Die musische Kunst aber ist das Fundament dieses (griechischen) Staates, seiner Ordnungen und seiner Erziehung. Darum gehört ihre Pflege, Überwachung und Lenkung zu seinen Grunderfordernissen, mit deren Vernachlässigung er sich selbst preisgibt; denn durch die Musik — als geformte und gesetzmäßige Ganzheit — vornehmlich wird die innere Form des Menschentums in Übereinstimmung gebracht mit der Wohlordnung des Staates³⁾.“

Die Notwendigkeit einer Politisierung der Musik schließt zugleich das Schicksal eines anderen herkömmlichen Trägers des Liedes, des Männer-

²⁾ Die Entwicklung „Von der patriotischen Lyrik zum politischen Kampflied“ hat der Reichsfürer Breslau am 28. März 1934 nach einem Manuskript des Verfassers in der „Stunde der Nation“ dargestellt.

³⁾ Ernst Riek: „Musische Erziehung“, Armanen-Verlag, Leipzig, 1933.

chores, in sich. Es erscheint notwendig, an dieser Stelle einmal grundsätzlich die Haltung der jungen Mannschaft an ihrem geschichtlichen und programmatischen Gegensatz zum bürgerlichen Männerchor, wie ihn das 19. Jahrhundert schuf und auf die Bühne stellte, zu erhellen, ehe wir Wege ihrer bewußten Musikalisierung aufzeigen können. Wir bezeichnen im Folgenden diese junge Mannschaft, wenn wir von ihrem Singen und Spielen sprechen, als die *s i n g e n d e M a n n s c h a f t*, obwohl dieser Bezeichnung heute schon bereits eine gewisse schlagworthafte Begriffsleere anhaftet. Die Grundpfeiler ihres Singens sind das alte Volkslied, das in der Singbewegung wiedergewonnen wurde, und das politische Kampflied, das mit dem Kampf der nationalsozialistischen Bewegung erstand und das in Zukunft allerdings immer am Anfang ihres Liedersingens stehen wird.

Die Haltung der singenden Mannschaft und ihre Stellung im besonderen zum Volkslied zeigen nur zu deutlich, wie unüberbrückbar groß eigentlich ihr Abstand eben zum Männerchor ist⁴⁾. Für sie ist das Lied ein Teil ihres Gemeinschaftslebens, ja geradezu dessen Träger, weil sie es wieder mit dem Leben der Nation in lebendige Verbindung bringt und damit endlich dem Staate wirklich dienstbar macht. „Die Musik unserer jungen Mannschaft ist in diesem Sinne *p o l i t i s i e r t*. Ihr Leben klingt wieder. Wenn sie ihre Marsch- und Kampflieder singt, so ist das nicht etwa eine Verzierung ihres Tuns, sondern ein notwendiger Teil davon. Sie lebt, was sie singt, und sie singt nur, was sie auch lebt. Ihr Singen ist wahr und seine Wahrheit ist seine Schönheit⁵⁾.“

Eine entsprechende *P o l i t i s i e r u n g* des *M ä n n e r c h o r e s* ist auch im Deutschen Sängerbunde bereits mehrfach gefordert worden. Die vierte Nürnberger Sängermoche brachte vor Jahresfrist eine neue Zielsetzung im Sinne des Bundesführers des DSB., des Oberbürgermeisters Meister-Herne: „Wir wollen nicht nur Konzerte singen, sondern vom Podium heruntersteigen in die deutsche Volksgemeinschaft und mit ihr singen, um sie zur Liedgemeinschaft zu führen.“ Es sieht so aus, als bliebe der jungen Mannschaft allein diese Aufgabe vorbehalten. Zwar haben die Lobedachöre der Deutschen Angestellten-Schaft bereits in dieser Richtung gearbeitet, die Masse der Männerchöre, die letztlich eben nur musiktreibende Geselligkeitsvereine sind, hängt noch immer am repräsentativen Konzert und damit an der herkömmlichen Vierstimmigkeit und am toten Notenblatt. Sie pflegen wohl das Lied, aber sie leben es nicht. In einer ihm wesensfremden harmonischen Verdickung stellen sie es zur Schau, wohl ohne recht zu fühlen, wie sehr Volkslied und Konzert zueinander im Gegensatz stehen müssen. Und wenn die Männerchöre das Ausbleiben gerade des jungen Nachwuchses beklagen, so müßten sie eigentlich erkennen, daß ihre Haltung eben nicht die der jungen Mannschaft ist und daß darum auch ihr

⁴⁾ Von der Gründung des Männerchores ist bei der Darstellung des Aufkommens der Singbewegung bereits gesprochen worden. Eine Darstellung des Ablaufes seiner Entwicklung ist hier nicht weiter von Belang.

⁵⁾ Georg Göttsch und Ludwig Kelbek: „Männerchor oder singende Mannschaft“, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1934.

Singen die Jugend nicht fesseln kann. Das ist lediglich die Feststellung einer geschichtlichen Tatsache und kein Angriff auf den Männerchor als solchen, durch den dieser etwa in eine seiner Zukunft durchaus abträgliche Abwehrstellung gedrängt werden könnte. Nach wie vor werden gerade die leistungsfähigen Chöre ihre Aufgabe darin zu sehen haben, die großen Meisterwerke der Kunst dem Volke zu erhalten.

Es kann kein Zweifel sein an der Notwendigkeit, die erzieherische und gemeinschaftsbildende Kraft der Musik für die Erziehung der Jugend, die einmal als Volk den Staat tragen wird, nutzbar zu machen. Die Hitler-Jugend als Trägerin der Staatsjugend hat im Jahre 1934, dem Jahre der Schulung, in dieser Richtung bereits ihre Arbeit angefangen. Letztes Ziel ist die bewußte Musikalisierung der jungen Mannschaft, das heißt: eine zielbewußte und arteigene Betreuung ihres Singens und Spielens durch geeignete Jugendmusikführer. In der Erkenntnis dieser Notwendigkeit hat z. B. der Führer der SA.-Brigade in Breslau schon vor längerer Zeit eine Anordnung getroffen, daß jeder Sturm einen Singewart zu bestimmen hätte. Sämtliche Singewarte werden mindestens einmal im Monat zentral geschult, indem sie neue Lieder lernen und methodische Anweisungen erhalten. Im Dienstplan der Stürme ist jede Woche eine halbe Stunde für das Singen freigehalten. Für die Durchführung dieses Planes fehlen allerdings — und nicht etwa nur in der SA. — die geeigneten Kräfte, die in dieser Arbeit mit Erfolg eingesetzt werden könnten. Ihre Heranbildung wird eine der vordringlichsten Aufgaben der Jugendmusikpflege sein.

Man hat den Mangel an geeigneten Jugendmusikführern gelegentlich mit dem — aus anderen Gründen aufgerollten — Problem des Privatmusiklehrers in Verbindung zu bringen versucht. Felix Oberborbeck hat bei der ersten Reichstagung der deutschen Musikerzieher zu Eisenach in seinem Vortrag über „Schulmusikerziehung und Privatmusikunterricht“ eine Umschulung des Privatmusiklehrers für die Aufgaben der Jugendmusikpflege in folgender Weise empfohlen: „Wir kommen um die Tatsache nicht herum, daß wir Hunderte, Tausende von Musiklehrern haben, die alle „privaten“ Unterricht geben wollen und keine Schüler haben, daß auf der anderen Seite aber die ganze deutsche Jugend sich nach musikalischen Führern in Hitler-Jugend, BDM. und Jungvolk sehnt, die ihnen die rechte Anleitung geben. Es wird vor allem darauf ankommen, nicht nur durch Umschulungskurse von Privatmusiklehrern, sondern grundsätzlich unsere Privatmusiklehrausbildung auf neuen Boden zu stellen. Der junge Geiger und Klavierpieler müssen wieder singen können, müssen verstehen, einen Spielmannszug zu leiten, müssen auch einen kleinen Chor leiten können und müssen wissen, wie man mit jungen Stimmen umgeht. Was wir brauchen, sind begeisterungsfähige musikalische Führernaturen, die ihren lied- und kunsthungrigen Volksgenossen musikalische Nahrung auf rechte Weise vermitteln. Es scheint mir bezeichnend, daß einem jungen Schulmusikstudierenden, der in einem Arbeitslager steckt, trotz seines kurzen Studiums, gleich von dem Lagerleiter die musikalische Führung des

ganzen Lagers übertragen wurde. Wollen wir dem Privatmusiklehrer Lebensmöglichkeiten geben, so muß er für die Aufgaben der HJ., des BDM. vorgebildet werden.“

Wir sind uns zwar darüber klar, daß der Jugendmusikführer von morgen einmal an die Stelle des Privatmusiklehrers von gestern treten muß. Eine Umschulung des Privatmusiklehrers aber — wenn sie nur rein handwerksmäßig und nicht haltungsmäßig durchgeführt wird — birgt für eine gesunde Weiterentwicklung der Jugendmusik die Gefahr in sich, „daß gutwillige, aber ungeeignete Lehrkräfte versuchen werden, die singende Mannschaft zum Männerchor alten Stiles umzubiegen. Damit wäre aber ein gesunder Ansatz verdorben. Besser ist es dann schon, das junge Reis ganz wild weiterwachsen zu lassen“).

Es versteht sich darum von selbst, daß eine solche Umschulung — wenn sie wirklich einmal ernsthaft in Erwägung gezogen werden sollte — nur eine vorübergehende Maßnahme sein und daß der so umgeschulte Privatmusiklehrer nur immer eine zusätzliche Verwendung finden kann. Man wird uns nicht von dem Grundsatz abbringen können, daß wir unsere Jugendmusikführer aus den Reihen der Jugend holen, weil nicht minder auch hier die Forderung „Jugend soll von Jugend geführt werden!“ Geltung hat. Trägerin der Jugendmusik ist heute allein die Hitler-Jugend, und sie wird darum auch allein Trägerin der Jugendmusikführerausbildung sein.

Die Grundlagen der Jugendmusikführerausbildung erwachsen selbstverständlich — und fern aller musikerzieherischen Theorien — aus dem lebendigen Singen und Spielen unserer Jugend. Sie sehnt sich ja geradezu nach Vorjüngern und wirklichen musikalischen Führern, die einfach mit ihr singen und spielen und dabei doch diesem Musizieren unbemerkt und nicht auf dem Wege eines musikalischen oder musikwissenschaftlichen Unterrichtes Haltung und Richtung geben können. Eine bewußte Jugendmusikpflege wird also anzusetzen haben bei der Auswahl und der Ausbildung geeigneter junger Menschen.

Wege solcher Ausbildung sind in jüngster Zeit bereits mehrfach aufgezeigt worden, so von Georg S ö t s c h , dem Leiter des Musikheims in Frankfurt an der Oder, und dem früheren Musikreferenten der Deutschen Angestellten-Schaft Ludwig R e l b e t z in ihrer im Laufe dieser Abhandlung schon wiederholt erwähnten grundsätzlichen Schrift, und von Wolfgang S t u m m e , dem Musikreferenten der Abteilungen S., R. und E. in der Reichsjugendführung, in mehreren Veröffentlichungen. Wir entnehmen dessen Plan, der ungefähre Grundlagen schaffen soll, der Zeitschrift „Die Musik“, welche neuerdings auch das amtliche Mitteilungsblatt der Abteilung S. (Schulung und Kulturarbeit) der R.J.F. ist).

1. Der neue Volksmusikführer muß in erster Linie das Volkslied singen können und es bis in seine innersten Tiefen genau kennen; er weiß,

⁹⁾ G. Sötsch und L. Relbetz: a. a. O.

⁷⁾ Wolfgang Stumme: „Die Formen jugendlicher Musikübung“, Zeitschrift „Die Musik“, August 1934.

daß es die allgemein verbindende Grundlage für alle Musikausübung ist. Von da aus kommt er leicht zur chorischen Arbeit, zum zwei- bis vierstimmigen Singen. Die Sing- und Chorarbeit und die Eignung dazu ist erste Bedingung.

2. Jeder junge Musiker muß in Zukunft aus dem Jungvolk und der Hitler-Jugend kommen, dort eine Gruppe geführt haben und musikalische Führerleistung nachweisen können.
3. Das Beherrschen eines Volksinstrumentes ist die dritte Forderung (Flöte, Trompete, Geige, Ziehharmonika, Laute).
4. Während der Ausbildung selbst findet die Schulung im handwerklichen Rüstzeug statt: Harmonielehre, Kontrapunkt, Chordirigieren, Volkslied- und Literaturkunde, instrumentales Zusammenpiel; besondere Vertrautheit mit allen Blasinstrumenten ist erwünscht.

Die Hitler-Jugend ist, was die zunächst rein technischen Voraussetzungen einer so gearteten Jugendmusikführerausbildung anlangt, jeder anderen Organisation überlegen. In den einzelnen Gebieten stehen ihr zahlreiche Führerschulen zur Verfügung, die ohne irgendeine finanzielle Mehrbelastung für diese Ausbildung in Anspruch genommen werden könnten. Die Einführung einer neuzuschaffenden Einrichtung eines S J. - Singlagers wird gerade sie noch mehr zu dem machen, was sie eigentlich sein sollen: die Hochschulen der S J.

Die in solcher Weise vorgebildeten Jugendmusikführer werden, nachdem sie zu der bewußten Erkenntnis eines neuen Jugendmusikstiles gebracht worden sind, dann auch nachschaffend jedem Liede und jedem größeren musikalischen Werk die ihm zukommende Gestalt verleihen können. Wir sind heute noch — und das ist durchaus verständlich — zu sehr von der Manier des Marschsingens beherrscht, wie es die in den Kämpfen um das Recht auf der Straße aufgekommene Singart der SA. damals mit sich gebracht hat. Wir werden jedes gerade eben auch von den neueren Liedern und größeren musikalischen Werken in der ihm zukommenden Weise singen müssen. Wahres Gefühl hat nichts zu tun und darf nichts zu tun haben mit rührseliger Sentimentalität — es kann auch recht kernig sein und ist so letztlich immer künstlerisch!

Wie notwendig gerade auch eine wirklich umfassende und verantwortungsbewußte Liedkenntnis ist, zeigt die Tatsache, daß sich selbst jüngste Lieder schon lässige Umbildungen vor allem der Melodie gefallen lassen müssen^{*)}. Ich sehe die Ursachen solchen — in Wahrheit nur Scheinbaren — „Zurechtfindens“ nicht so sehr in der Volksliedeigenschaft gerade auch unserer neuesten Lieder (dann wäre gar nicht einmal etwas dagegen zu sagen), sondern vielmehr in rein äußerlichen Voraussetzungen, wie z. B. offensichtlich falscher oder unaufmerksamem Weitergabe dieser Lieder von vornherein, also beim Lehren und Lernen.

^{*)} Zum Beispiel das Lied von Werner Altendorf „Rollt nun die blutigroten Fahnen auf!“

Eine zusätzliche Forderung ist die Volksliedkritik, bei der der Begriff „Volkslied“ so weit als möglich zu fassen ist. Denn vielzuviel lebt heute noch — und selbst unter den Schöpfungen unserer Tage — von dem, was der Geschmack des ausgehenden 19. Jahrhunderts an süßlichen und im Grunde furchtbar inhaltsarmen „Volksweisen“ allerorts zutage gefördert hat.

Auf solcher Grundlage wird eine bewußte Erkenntnis eines Jugendmusikstiles mehr und mehr auch eigenschöpferischen Fähigkeiten die Wege bereiten können! Neben den Liedern der jungen Front von Werner Altendorf, Hans Baumann, Georg Blumenfaat, Hermann Simon, Fritz Sotke, Reinhold Stapelberg und anderen sind es vor allem zwei Werke von größerer musikalischer Form, die durchaus das sind, was wir Musik der Jugend nennen: das chorische Spiel „Junge Gefolgschaft“ nach Worten von Hermann Roth und mit der Musik von Helmut M a j e w s k i, das den Kern einer Feierstunde auf der Wartburg-Waldbühne bildete, und vor allem das „Deutsche Bekenntnis“ von Heinrich Spitta, das im Hitler-Jugend-Funk des Deutschlandsenders in einer Reichssendung am 15. Mai 1934 zur Ursendung kam.

Durch seine lebendige Verbreitung des neuen Liedgutes und des neuen Singens ist vor allem auch der Rundfunk ein wesentlicher Wegbereiter⁹⁾. Bereits im Juni 1933 hatte der Intendant des Reichsenders Breslau, Hans Krieger, für Schlesien das sogenannte „Offene Singen“ des Reichsenders eingeführt und Wilhelm Menzel mit seiner Durchführung betraut. Der Rundfunk hat in Schlesien seitdem „auf dem Gebiete des Volksliedes eine Arbeit geleistet, die, kulturell gesehen, von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung ist¹⁰⁾.“ Großzügig zentralistisch führte man bald danach innerhalb des Schulfunks aller Reichssender die Sendereihen „Volksliedsingen“ und „Deutsche Volksmusik“ durch¹¹⁾. Die Zuhörer insbesondere dieses „Volksliedsingens“ aber kommen trotz der Versendung von jedesmal 50 000 Liederblättern nicht weit über das Mithören hinaus. Das liegt einmal an der in dieser Hinsicht zweifellos vorhandenen Begrenztheit funktischer Voraussetzungen, zum anderen in akustischen und psychologischen Gründen, die um so stärker hervortreten, je größer die Schar der Hörer ist.

⁹⁾ Der Rundfunk hat seine volksbildnerische und erzieherische Aufgabe auf allen Gebieten wohl erkannt, hat aber auf dem Gebiete des Musikalischen — das muß einmal auch in seinem Interesse gesagt werden — noch nicht folgerichtig das letzte getan. Denn sonst wäre es nicht möglich, daß noch heute auf dem Gebiete vor allem der Unterhaltungsmusik und der Tanzmusik täglich zum Beispiel so und soviel einfache kitschige Schallplatten über die Reichssender laufen — ganz zu schweigen von den Verbalhornungen der Musik zu Zwecken der Reklame in den Sendungen „Funkwerbung“, „Werbedienst mit Schallplatten“ usw., auf die allerdings die Reichssender in dieser Hinsicht keinen Einfluß haben. Der Rundfunk sollte gerade wegen seines ungeheuren täglichen Musikkonsums Vorkämpfer in der Gewinnung einer neuen guten Unterhaltungsmusik und einer neuen deutschen Tanzmusik sein.

¹⁰⁾ Hans Krieger: „Sendungen, die das Neue weisen“, „Schlesische Monatshefte“, Juli 1934.

¹¹⁾ Georg Blumenfaat: „Musik im Schul- und H.J.-Funk“, Zeitschrift „Die deutsche Schule“, Dezember 1934.

Auch erreicht man zur bisher üblichen Sendezeit dieses „Volksliedsingens“ mehr oder weniger nur immer den Teil unserer Jugend, der eine solche lebendige Singerschulung gar nicht einmal so dringend nötig hätte, nämlich die Schuljugend. Wenn auch die Ausbildung der Schulmusiklehrer mehr und mehr den Forderungen der Jugendmusik angeglichen sein wird, — wozu es allerdings schon hart an der Zeit ist! — dann wird die Schule erst vollends neben der Hitler-Jugend die Stelle sein, von der aus Musik und Musizieren in unserem Sinne an die Jugend herangetragen wird. Im Augenblick gilt es darum vielmehr, das „Volksliedsingen“ der Reichsfender durch Verbreitung in den Abendstunden der werktätigen Jugend, der Arbeiterjugend zugänglich zu machen. Immer aber wird diese Sendereihe nur anregender Art sein können und der späteren Auswertung durch den Lehrer in der Schule oder den HJ.-Führer oder Jugendmusikführer in der Formation bedürfen. Es sei denn, daß sie die Formen des (oben erwähnten) „Offenen Singens“ annähme. An den musikalischen Bildungsinstituten kommt man erfreulicherweise immer mehr den Forderungen der Jugendmusik nach und beginnt auch dort schon die Voraussetzungen für ihre Pflege und Verbreitung zu schaffen. Mehrere Konservatorien haben bereits Lehrgänge für Volksinstrumente eingeführt. Die städtische Musikhochschule in Mannheim plant eine Erweiterung ihrer volksmusikalischen Abteilung zu einer Schule für Volksmusik. Paul Graener arbeitet an der Errichtung einer Abteilung für Volksmusik am Sternschen Konservatorium in Berlin und Richard Trunk hat an der von ihm geleiteten Rheinischen Musikschule in Köln die Volksinstrumente Gitarre und Blockflöte als Zusatz-Unterrichtsfächer insbesondere für solche Schüler eingeführt, die sich später der staatlichen Musiklehrerprüfung unterziehen wollen. Vor allem aber sollte die Ausbildung der Schulmusiklehrer den Forderungen der Jugendmusik angeglichen werden, weil sie in ihrem Wirken in der Schule mit zu denen gehören, die die größte Verantwortung für die Musik der Jugend und damit die Musik der Zukunft tragen. —

Wenn die Jugend den neuen Stil und die neue Haltung ihrer Musik und ihres Musizierens nicht mehr nur fühlt, sondern bewußt erkennt und daran ihr Nachschaffen und Neuschaffen ausrichtet, ist der Weg bereitet für das Kommen einer neuen Volksmusik, einer neuen Kunstmusik. So gesehen, ist es nur mehr ein Schritt zu der Erkenntnis, daß Volksmusik und Kunstmusik letztlich ein Begriff und niemals die Gegensätze sind, als die man sie unter falschen Voraussetzungen selbst in den Kreisen der Musiker noch heute anzusehen pflegt¹²⁾. „Es gibt eine Kunst des gesamten Volkes, es gibt eine Kunst einzelner Volksstämme, weil das ja wieder geschlossene idelle Einheiten sind, es gibt auch eine Ständekunst im alten Sinn; aber es gibt keine „kapitalistische“ und „proletarische“ Kunst, weil diese Begriffe auf materielle Unterscheidung und Abgrenzung hinauslaufen¹³⁾.“

¹²⁾ „Kunstmusik und Volksmusik“, eine Rundfrage, veranstaltet von Dr. Fritz Stege, NS.-Monatshefte, München, Heft 52, 1934.

¹³⁾ Walther Henjel: „Pied und Volk“, Värenreiter-Verlag, Kassel, 1927.

So wie einst in rein politischer Hinsicht getrommelt und geweckt wurde, soll und muß nunmehr die Seele des Volkes errungen werden. Eine Möglichkeit, dem geballten Willen der jungen Mannschaft sichtbaren Ausdruck zu verleihen, ist bisher die Ordnungsübung des Aufmarsches und des Marsches überhaupt gewesen. Das gemeinsame Singen wird darüber hinaus einen zweiten, nicht minder wichtigen Weg darstellen. Wir sehen im Liede heute einen Wesensteil einer sozialistischen Erziehungsform, sein Chorklang ist das Symbol der Volksgemeinschaft schlechthin. Sie wird Trägerin einer neuen, nationalsozialistischen Kunst sein, deren Entwicklung beim gemeinsamen Singen begonnen und die junge, die singende Mannschaft zur Quelle neuen Lebens der Nation gemacht hat. Und die Nation wieder fordert die kulturpolitische Tat!

Von Elba bis Waterloo

Hördrama von Kurt Paqué

Kurt Paqué, der Verfasser, der von unseren Lesern im Julmondheft mit Beifall aufgenommenen kritischen Untersuchung „Gegenätze im Hörspiel und Schauspiel“ hat jetzt, um auch den praktischen Beweis für die Wichtigkeit seiner Untersuchung anzutreten, ein Hörspiel „Von Elba bis Waterloo“ geschrieben. In der Überzeugung, daß dieses Hörspiel, das die berühmten „Sundert Tage“ Napoleons aufleben läßt, für unsere am Hörspiel interessierten Leser ein ergänzendes Beispiel oder gar — für das eigene Schaffen — ein erstrebenswertes Vorbild sein kann, soll eine Szene dieses Werkes veröffentlicht werden.

Waldemar Glaser.

Einführung in die Handlung des Werkes:

Die Welt schreibt 1815. Das politische Leben Frankreichs befindet sich in Hochspannung. Das Oberhaupt Frankreichs ist Ludwig der Achtezehnte, aber das französische Volk, mißtrauisch gegen alles, was Ludwig heißt, fühlt keine Beziehungen zu ihm, noch ist es der auf Elba verbannte Napoleon, der ihr politisches Denken beherrscht. Ein Volk schwankt zwischen Kaiser und König.

Indes kommen täglich aus Rußland die Veteranen der großen Armee zurück. Im Frankreich Ludwigs haben sie nichts zu gewinnen, höchstens das letzte noch zu verlieren. Versteckt nützen sie die politische Situation aus und helfen den inneren Brand schüren.

Da bricht Napoleon mit 600 Mann von Elba aus. Die Nachricht verbreitet Schrecken, läßt Europa erzittern. Der Kongreß zu Wien fliegt auf. Ludwig der Achtezehnte, hilflos in dem Wirbel der Ereignisse, entschließt sich, Napoleon eine Armee entgegenzustellen. Aber wer soll sie führen? Seine Wahl fällt auf Ney, dem ehemaligen Sergeanten, der unter Napoleon zum Marschall wuchs. Ney schreckt vor Ludwigs Auftrag zurück, aber ein paar höfische Liebenswürdigkeiten genügen, den Charakterschwachen, der in seiner Seele der Sergeant blieb, schwach und folgsam zu machen. Ney nimmt an. Er und seine Armee marschieren gegen den ehemaligen Kaiser. In der Nähe Lyons begegnen sich beide Heere.

5. Szene

Landhaus in der Nähe von Lyon

Napoleon: Cambronne!

Cambronne: Majestät?

Napoleon: Ist Nachricht da, was das für Truppen sind, die vor uns aufmarschieren?

Cambronne: Nein, Sire. Die Patrouille ist noch nicht zurück.

Napoleon: In jedem Falle ist an meinem Befehl festzuhalten. Immer wieder der Truppe einschärfen: jedes Gefecht, jeden Zusammenstoß vermeiden. Wir sind erst einige Stunden hinter Lyon. — Ich denke gar nicht daran, um Attrappen zu kämpfen. Muß ich eine Schlacht liefern, dann nur um Paris! — Bertrand, decke die Karten auf den Tisch!

Bertrand: Jawohl, Sire.

Napoleon: Wie ist die Stimmung der Truppen?

Cambronne: Ausgezeichnet, Majestät.

Napoleon: Melden sich immer noch neue dazu?

Cambronne: Ununterbrochen, Sire!

Bertrand (gütig): Die Anhänglichkeit Deiner Soldaten ist erschütternd, Kaiser. — Immerzu kommen neue. Und alle wollen sie ihren Kaiser sehen.

Cambronne: Die Offiziere können sie nur mit Mühe unserem Landhaus fernhalten.

Napoleon (wie ein Befehl): Die Stimmung der Truppe ist unbedingt zu halten! Nicht an der Mannschaft liegt es, wenn sie die Stimmung verliert, sondern an ihren Führern! — (Nach einer kleinen Pause nachdenklich): Hoffen wir — daß wir bald in Paris sind —.

(Eine Thür geht auf, ein Leutnant tritt ein.)

Leutnant (meldend): Leutnant Fréron von der Patrouille zurück.

Napoleon: Ihre Meldung?

Leutnant: Die Truppen, die sich vor uns bewegen, sind eine gegen Sie aufgestellte Armee Ludwigs des Achtzehnten —.

Napoleon (scharf): Daß das nicht Preußen sind, sehe ich! Wer führt sie?

Leutnant: Marschall Ney.

Napoleon (erschrocken): Ney? (Dann mit aufsteigender Wut, langsam.) Der Ney führt gegen mich Truppen ins Feld? Ihre Nachricht ist zuverlässig, Leutnant?

Leutnant: Ein Überläufer verriet es uns.

Napoleon (tobt): Ist der Ney denn wahnsinnig geworden? Müssen alle Schwächlinge auch Schufte sein?! Müssen die Menschen sich denn immer kleiner machen, als sie sind? — Der Ney — mein Gegner? (Wacht wütend.) Nein! — Nein! Wenn einem ein Mann so viel Schlachten zum Siege geführt hat, dann kann er nicht zum Verräter werden! Dieser Hammel kann nur verführt sein! (Kleine Pause.) Bertrand! — Hut! Degen! (Pause, dann mit einem Anflug von Pathos.) Ich komme, Ney! Diese Schlacht schlagen wir ganz allein!

(Thür geht auf, knallt zu.)

(Szene sofort überblenden.)

(Lager bei Ney. Man hört entfernt):

- Offizier der Wache (abwehrend, laut): Wie oft soll ich es denn noch sagen: Der Marschall ist nicht zu sprechen.
- Oberst (laut, erregt): Ich muß Marschall Ney sprechen! Machen Sie Platz!
- Offizier (wie vorher): Ich habe Befehl, niemand vorzulassen. Der Fürst hat es verboten.
- Oberst (wie vorher): Seit wann verbietet ein Feldherr den Zutritt zu sich, wenn man ihm dringende Nachrichten zu überbringen hat?! Bei Napoleon war es anders!
- Offizier: Ich kann Sie nicht vorlassen. Ich — ich darf nicht.
- Oberst (brüllt): Machen Sie Platz, Leutnant! Wenn Sie nicht freiwillig wollen, dann mit Gewalt!
- Offizier (in Wut): Lassen Sie mich los! (Fliegt zur Seite, es kracht, die Tür wird aufgerissen, knallt zu, heftige Schritte.)
(Jetzt nahe am Mikrophon):
- Oberst (leise, aber mit innerer Erregung): Durchlaucht —
- Ney (unsicher): Wer gibt Ihnen das Recht, in mein Zimmer zu dringen?
- Oberst: Eine Meldung, die so dringend ist, daß Sie mich anhören müssen.
- Ney (nervös, gereizt): Ich — ich will von Meldungen nichts mehr hören. (Lauter, verzweifelt): Ich — ich will überhaupt nichts mehr hören! (Erschüttert): Oberst, kennen Sie meine Situation? Nein, Sie kennen sie nicht, Sie wären dann nicht hier hereingekommen. Seit Stunden sitze ich an diesem Tisch und zergrübele mir den Kopf. Ich kann nicht mehr. — Hier stehe ich — drüben Napoleon. Ney, der Marschall — und Napoleon, sein ehemaliger Kaiser und Kamerad stehen sich gegenüber, um eine Schlacht zu schlagen. Oberst, verstehen Sie das, begreifen Sie das? Ney und Napoleon. — Oberst, kennen Sie die Grenze, wo der Mensch wahnsinnig wird?
- Oberst (ebenfalls erschüttert, aber drängend): Durchlaucht — ich — ich — Hören Sie mich an!
- Ney (in Wut): Wenn Sie durchaus reden müssen, dann reden Sie doch schon!
- Oberst (erregt): Eben meldet mir der vorderste Posten, daß sich aus dem Lager Napoleons ein Mann löst und geradenwegs allein auf uns zukommt. Ich vermute, daß es sich um einen Unterhändler handelt, sehe durchs Fernrohr und — und
- Ney (in grauenhaftem Ahnen): Und?
- Oberst (nach einer Pause, leise): Ja — Napoleon selbst. —
- Ney (erschrocken): Napoleon? — Dann — dann kommt er zu mir. (In Entsetzen.) Er darf nicht zu mir kommen. Ich will ihn nicht sehen. (Müde.) Oberst, ich kann gegen

Napoleon nicht kämpfen. Was sollen wir machen? —
Reden Sie doch! Vorhin konnten Sie nicht schnell genug
reden.

Oberst: Die Katastrophe war vorauszusehen, Fürst. Sie hätten
den Befehl Ludwigs nicht annehmen dürfen.

Ney: Sie sind vergeßlich, Oberst: Ludwig — ist mein König.

Oberst: Napoleon — Ihr Kaiser!

Ney: Er ist auch Ihr Kaiser!

Oberst: Sie aber wurden durch ihn!

Ney (verzweifelt): Sie sollen mir einen Rat geben, Oberst!

Oberst (ruhig): Fragen Sie Ihr Herz, Marschall! Sagt Ihnen
das gar nichts?

Ney (verzweifelt): Ich darf Napoleon nicht wiedersehen.
(Pause, dann zerbrochen): Ich weiß keinen Ausweg.
Helfen Sie mir —. (Pause, dann plötzlich rufend):
Ordonnaz! — Ordonnaz!

Ordonnaz: Durchlaucht?!

Ney (verzweifelt, krampfhaft bemüht, gefaszt zu sein): Befehl
an die Offiziere: Auf den Mann, — der vom Gegner
herüberkommt, ist — ist sofort zu schießen!

Oberst (furchtbar entsetzt): Durchlaucht!!

Ney: Ordonnaz, halt! (Furchtbar gequält, mit leiser Ironie):
Sind Sie entsetzt, Oberst? Ja? Ein bißchen entsetzt?
Können Sie nicht schießen lassen? Können Sie gegen
diesen Mann, der da kommt — nicht einmal einen Finger
in Bewegung setzen? Oberst, Sie sind feige!! — (Mit
letzter Kraft.) Ordonnaz! Der Mann, der da entgegen-
kommt, ist — ist sofort — gefangenzunehmen!

Ordonnaz (ab)

Ney (in ironischer Verzweiflung): So, Oberst — sehen Sie —
jetzt sind wir beide feige. (Nach einer Pause.) Kommen
Sie Oberst, sehen wir zu, wie er gefangengenommen wird.
Nehmen wir Haltung an. Versuchen wir, es ihm gleich
zu tun. Tun wir wenigstens so — als seien wir nicht
feige. (Sie gehen, man hört die Thür.)

(Sofort überblenden.)

(Stimmengewirr der Soldaten, das langsam deutlich wird. Man hört dann einzelne
Stimmen): Wer ist es denn? Hat der Mut! Ganz allein kommt der. Und wie ruhig er geht.
(Erschrocken.) Das ist ja — das ist ja der Kaiser. (Aufnehmend.) Der Kaiser? Der Kaiser!!
Er winkt! Er will sprechen! Der Kaiser!! (Die Stimmen gehen weiter, bis Napoleon spricht.)

1. Offizier (im Vordergrund befehlend): Kompanie — geht vor!
Marsch! Ich befehle! Kompanie vor! (In Wut.) Hunde,
werdet ihr vorgehen!

Napoleon (entfernt, aber laut): Kameraden! Soldaten der großen
Armee! Mit Euch habe ich Austerlitz, Marengo und Jena
gewonnen. Euer Mut bewährte sich in tausend Schlachten!

Wo auch der Feind sich zeigte, Ihr zwanget ihn in die Knie. Wir waren stärker als die Welt. Ihr erkämpftet die größten Siege der Weltgeschichte. Ihr!: die Kameraden hüben — und drüben. Und nun seid Ihr, deren Ruhm unvergänglich sein wird, hüben und drüben aufmarschiert zu einer Schlacht, und wollt aufeinander schießen. Wer aber auf seinen Kameraden schießt, wird zum Mörder an Bruder und Vaterland. Ihr dürft nicht schießen! Ich — Euer Kaiser! — will nicht, daß das Heldentum meiner Soldaten mit Bruderblut besleckt wird. Eher will ich sterben! Hier — ich stelle mich Euch! Soldaten der großen Armee: — schießt! (Pause, lähmende Stille.) — Schießt!! (Kurze lähmende Pause, dann):

2. Offizier (im Vordergrund, spontan): Vive l'empereur! Es lebe der Kaiser!

Soldaten (mit ungeheurem Jubel aufnehmend): Es lebe der Kaiser! (Lärm — Jubel. Es lebe der Kaiser. (Alle:) Es lebe der Kaiser!

2. Offizier (laut dazwischen): Wer kein Verräter am Kaiser ist — mir nach. Marsch! (Marschmusik setzt ein. (Jubel, Lärm und das Rufen: „Es lebe der Kaiser“ schwillt riesengroß an.)

(Langsam rückt es in die Ferne.)

Napoleon (zwischen durch rufend): Leutnant — wo ist der Marschall?
3. Offizier Dort, Kaiser!

(Jubel und Lärm rückt immer mehr in die Ferne, ist nur noch ganz dünn zu hören, dann):

Napoleon (ganz nahe): Es war eine traurige Schlacht, die Sie da schlugen, Marschall Ney. (Pause, dann mit Ironie.) Lacht Ihnen nicht das Herz, wenn Ihre Truppen so — mit wehenden Fahnen — zum Gegner gehen? Zu Ihrem Gegner Napoleon übergehen? (Lacht.) Gegen den wollten Sie doch kämpfen, nicht wahr, Marschall?

Ney: Es war mein Auftrag.

Napoleon: Keine Ausrede! Flucht ist immer feige, Marschall, auch Aus„flucht“!

Ney (zerbrochen): Ich wollte kämpfen.

Napoleon: Und welches war der Preis, den Ludwig Ihrem Ehrgeiz versprach?

Ney (fest, hart): Ich bin kein Schuft, Majestät.

Napoleon: Ein Schuft sind Sie nicht. Aber ein Schwächling. Gebe es das Schicksal, daß Sie nicht noch schlechter werden.

Ney (erregt): Wurde ich auch zu Ihrem Gegner — ich blieb Soldat, Majestät.

Napoleon: Täuschen Sie keine Ehre vor. — Diese Maskerade glaubt Ihnen kein Mensch mehr.

Ney (scharf): Majestät, Sie beleidigen Ihren Gegner!

Napoleon: Sie sind kein Segner!
 Ney (zerbrochen, aber fest): Dann — dann lassen Sie mich er-
 schießen.
 Napoleon: So lange der Marschall Ney nicht einsieht, daß er aus
 Schwäche an seinem Kaiser zum Verräter wurde, ist eine
 Erschießung sinnlos!
 Ney (gepreßt): Schießen Sie, Majestät.
 Napoleon: Ich schieße auf Kameraden nicht!
 Ney: Schießen Sie auf den Verräter! (Pause.) Ich kann meine
 gottverfluchte Schwäche, die meine Schuld ist, nicht noch
 tiefer eingestehen. Schießen Sie!!
 Napoleon (nach einer Pause langsam und bewußt): Der Marschall
 Ney behält das Kommando über seine Truppen und führt
 sie unter m e i n e m Oberbefehl nach Paris!
 Ney (entsetzt, da er es nicht glauben kann): Kaiser! (Mit
 Tränen kämpfend.) Kaiser!
 Napoleon: Sie betonten vorhin den Soldat, Marschall. Stehen Sie auf!
 Ney (zerbrochen): Das ist zuviel. Das ist nicht zu ertragen. Da
 gibt es keinen Widerstand, Majestät.
 Napoleon (stark): Härte!! Marschall. —
 (Szene verschwindet.)

Tat

Von Gustav Schüler

Aber die Not von gestern und heute
 Spanne den federnden Bogen der Tat —
 Wer nicht sein zagendes Herz zertrat,
 Wird seines zagenden Herzens Beute.

Kraft geht aus Kraft, wie von Gott gesegnet,
 Und er freut sich, wenn es gelingt —
 Wer eine würgende Not bezwingt,
 Halte sich wert, daß ihm Gott begegnet.

Gebhard Uttinger

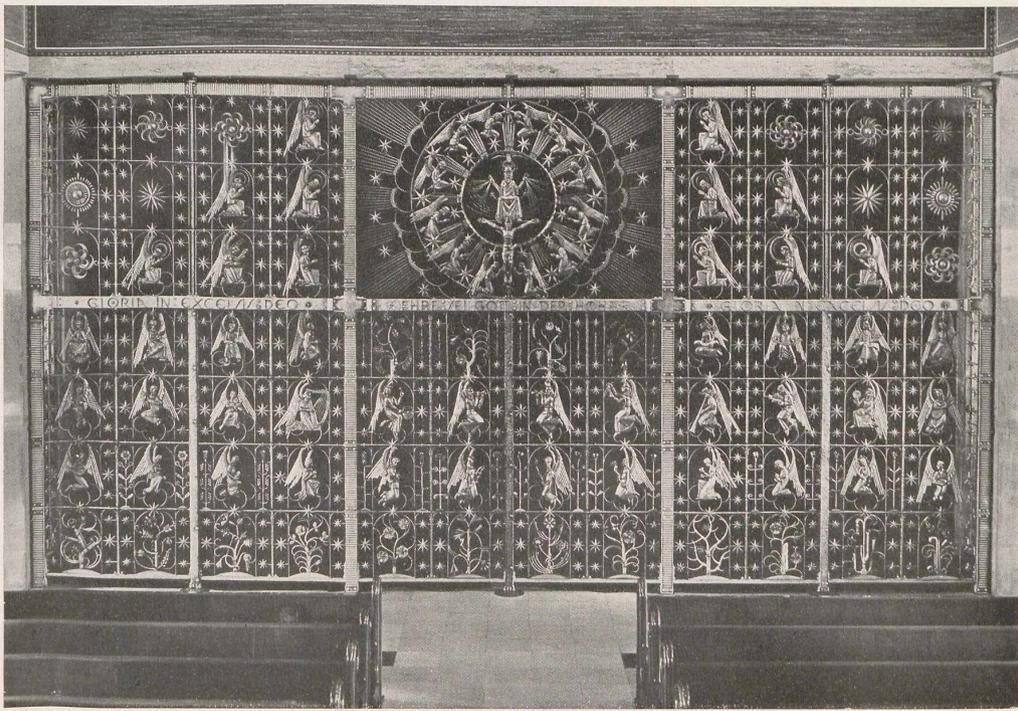
Seine monumentalen Freskogemälde in Schlesien

Von Dr. Koediger

Am 31. Dezember 1934 ist Gebhard Uttinger, Professor an der hiesigen Kunstgewerbe- und Handwerkerschule, aus seiner hiesigen Lehrtätigkeit ausgeschieden. Rund 30 Jahre, etwa vom 25. bis 55. Lebensjahr, hat er hier in Schlesien zugebracht, was für ihn, den alemannischen Oberdeutschen, gewiß eine ganz besondere Aufgabe war. Landschaft, Klima und Menschen, diese drei für den Menschen in seinem Wachstum wesentlichen Bedingungen, sind dem Wesen und dem Charakter des Oberdeutschen hier im Osten so entgegengesetzt wie möglich und haben Uttinger das Leben, Wachsen und Wirken hier in Schlesien nicht leicht gemacht. Wenn er trotzdem auf diese große Spanne seines Lebens heute dankbar zurückblickt, so nur deshalb, weil er das deutliche Gefühl davon in sich trägt, gerade auch an dem, was seinem Wesen hier hemmend entgegengetreten ist, an allen Forderungen, die diese wesenfremde Umgebung an ihn gestellt hat, doch nur gewachsen zu sein! Für uns Schlesier aber ist mit seinem Ausscheiden aus seiner Lehrtätigkeit der Augenblick gekommen, einmal das zu überblicken und uns zu eigen zu machen, was wir dem Wirken dieses Mannes hier in unserer Heimat an guten deutschen Werken verdanken. Denn wenn auch nicht seinen schöpferischen Fähigkeiten und seinem Arbeitsdrang entsprechend, so hat Uttinger im Laufe der letzten zehn Jahre, in denen die politischen und wirtschaftlichen Umstände und die ganze Zeitströmung einem deutschschaffenden Künstler so ungünstig wie möglich waren, es doch vermocht, hier und dort in Schlesien einige öffentliche monumentale Arbeiten übertragen zu erhalten, in denen er von seinem reichen Können und seiner Kraft Zeugnis ablegen konnte!

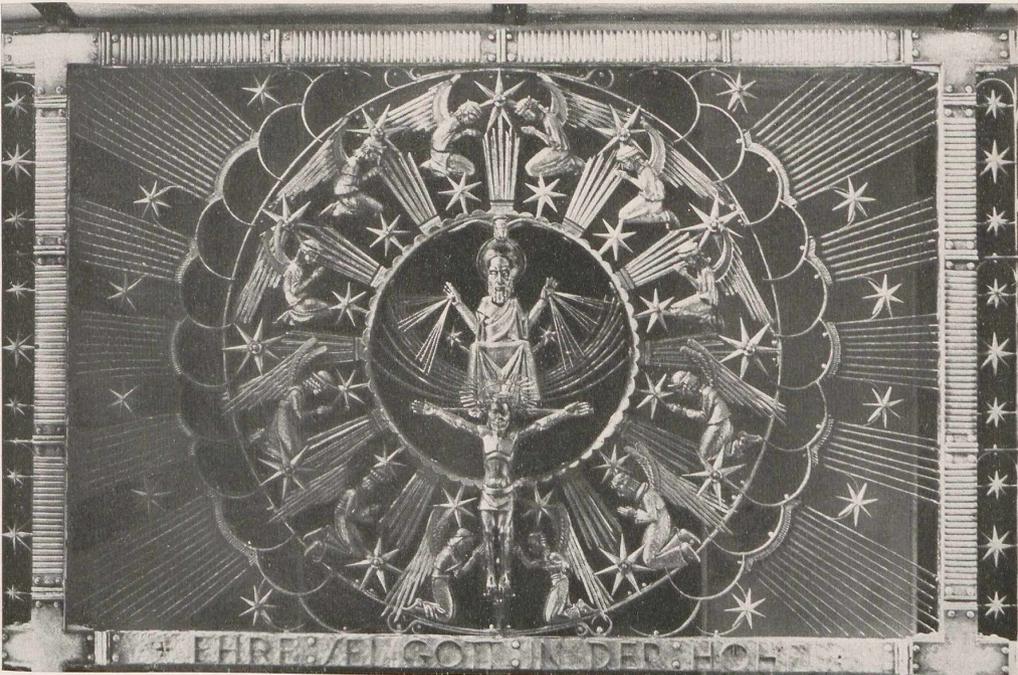
Zum ersten Male ist Uttinger in Schlesien hervorgetreten mit der Ausgestaltung der ehemaligen Allerheiligenkapelle in der St.-Nikolaikirche zu Brieg zu einer Gedächtniskapelle des Weltkrieges, ausgeführt etwa in den Jahren 1921 bis 1925. Über dieses Werk ist im Verlag Korn eine sehr schön ausgestattete und sehr lesenswerte Schrift erschienen, und auch in dem Monumentalwerk von Professor Seeger „Das Denkmal des Weltkrieges“ ist dieses Werk in hervorragender Weise aufgenommen worden.

Auf den vier Wänden der Kapelle hat der Künstler das große Geschehen des Weltkrieges in der Weise zum Thema seiner Schöpfung gemacht, daß er den Krieg als solchen als ein elementares Ereignis, in dem sich alle menschlichen Kräfte mit letzter Gewalt auswirken, in den Gesamt Ablauf des menschlichen Lebens hineingestellt hat. Treten wir in die Kapelle ein, so sehen wir, daß nur die rechte Hauptwand, welche allerdings die größte ununterbrochene Fläche darbietet, das Geschehen des Weltkrieges unmittelbar darstellt. Hier führt uns der Maler auf ein Schlachtfeld. Eine mit Toten und Verwundeten bedeckte Fläche zeigt vorn einen mit seinem Pferde



Das gewaltige eisengeschmiedete Hauptgitter in der Kirche zu Branitz OS.
Gesamtsicht

Gebhard Minger



Mittelsstück des Hauptgitters

Gebhard Minger



Fresko in der Apsis der St. Bonifatiuskirche zu Breslau „Der Tod des heiligen Bonifatius“
Gesamtansicht

Gebhard Altinger

gestürzten Reiter in seinem Blute liegend, rechts und links Sterbende in den verschiedensten Stellungen, die Hände verkrampft zum Himmel erhoben oder auch betend, alle im Angesicht des Todes am irdischen Dasein verzweifelnd. Was geschieht nun aber in diesem Augenblick? In dem Augenblick, wo der auf der Erde verzweifelnde Mensch sein Leben aufgibt, schaut er schon visionär in die ewige, die geistige Welt! So schwebt denn über dem Schlachtfelde in den zartesten Farben des himmlischen Lichts die mächtige Gestalt Christi herab, mit weitgeöffneten Armen bereit, die Seelen aller Sterbenden, die sich öffnend ihm entgegenrecken, zu empfangen und aufzunehmen.

Die Darstellung ist kraftvoll realistisch, ja von dramatischer Kraft — aber niemals naturalistisch-impressionistisch. Utingers Kunst verwertet alle technischen Errungenschaften dieser Kunststrichtungen, sie ist wirklichkeitsnah, von großer sinnlicher Kraft, aber sie ist stets geistiges Schauen eines Geistigen. Sie verbindet die Erde mit dem Himmel und deutet die erstere durch den letzteren.

Nun zu den drei anderen Wänden der Kapelle: Die vom Fenster durchbrochene Wand, auf die man beim Eintritt geradezu geht, bringt die Entstehung des menschlichen Lebens aus dem Zusammenwirken von Himmel und Erde in wunderbarer Weise zum Ausdruck. Wir sehen, wie sich aus einem blauen Äther zwischen weißen Wolken ein Blütenregen ergießt und wie die herabfallenden Blüten, je näher sie der unter ihr liegenden Erde kommen, sich mehr und mehr zu kleinen Menschenblüten, Engelsköpfchen und Körperchen entwickeln, die ein unten auf der Erde sitzendes Weib mit mütterlicher Gebärde empfängt. Sie empfängt sie wie einen Regen in ihrem Schoß, und ihre geöffneten Augen zeigen an, wie ihre Seele davon geträumt hat und wie sich ihr Leben innerlich darin erfüllt. Weiter: Die linke, der Schlachtbildwand gegenüberliegende Wand zeigt uns den Lebenskampf aller Menschen in den verschiedenen Schicksalen ihres Lebens um die innere Offenbarung der geistigen Welt. Sie bringt Christus in den Sphären in einer Strahlensonne sitzend und die Menschen aller Altersstufen, Männer wie Frauen, junge wie alte, in den verschiedensten Stellungen zu ihm emporstrebend. Sie hat also nicht unmittelbar Bezug auf den Krieg, wohl aber, da die Kapelle gleichzeitig als Abendmahlskapelle dient und unter dieser Wand der Altar steht, auf die heilige Handlung des Abendmahls. Die vierte Wand endlich, durch die wir hereingetreten sind, bringt den Aufstieg der Seligen und Verkürten zum Himmel. Diese Komposition ist eine der kühnsten, die der Künstler jemals geschaffen hat. In einem wunderbaren Aufschwung, in dicht gedrängter Reihe schweben die irdisch vollendeten Gestalten, Männer und Frauen, die in den Geschehnissen des Krieges dahinstarben, vor einem tiefen ätherblauen Himmel empor, dem Lichte entgegen. Ihre anfangs in Erdennähe noch stofflichen Leiber erscheinen, je höher sie sich heben, immer verklärter, durchsichtiger, von überirdischem Licht durchleuchtet.

Eine weitere große Aufgabe ergab sich für Utinger im Jahre 1929 in der inneren Ausmalung der neuen Anstaltskirche zu Branitz in Oberschlesien, einem Werke des Leobschützer Stadtbaumeisters R e h r, mit dem Schlesien auch einen würdigen Beitrag zeitgemäßer Kirchenbaukunst liefert, bei dem

nun in einer ganz seltenen Weise Architekt und Maler harmonisch zusammen wirken konnten. Gerade noch zur rechten Zeit wurde Professor Utinger vom Auftraggeber berufen, um in schöner Zusammenarbeit mit dem Architekten den inneren Raum durch Farbgebung und Licht zu beleben. Während die in reinen Mäßen erbaute Basilika im wesentlichen eine die toten Wände gewissermaßen sphärisch aufhebende goldbraune Tönung erhalten hat, prangt die Decke im reichen Schmuck der verschiedensten Embleme und Symbole: Sonnen, Sterne und Kreuze, Blüten aller Art usw. Wenn leider die wunderbare Bildkomposition, die der Künstler für die Apsis geplant hatte, nicht zur Ausführung kam, sondern durch ein Mosaik einer Berliner Firma in archaisch-byzantinischem Stil ohne jeden Kunstwert verdrängt wurde, so hat Utinger sich doch durch die Komposition dreier gewaltiger Sitter in dieser Kirche für alle Zeiten ein Denkmal setzen können. Derartige Werke, wie das große 13 Meter breite und 5,20 Meter hohe eisengeschmiedete Sitter, welches das Hauptschiff von den Räumen unter der Orgelempore abschließt, wie weiterhin die Sitter der Herz-Jesu- und Marienkapelle gibt es überhaupt nicht zum zweitenmal in Deutschland, ja nicht in der Welt. Denn noch niemals bis heute hat ein Künstler gewagt, in diesem Material und in dieser Technik Kompositionen von solcher Größe und solchem Inhalt zu gestalten, und so sollen denn auch diese Arbeiten demnächst in einem besonderen kleinen Werke eine Besprechung finden. In diesen Zeilen aber wollen wir nur eine ganz kurze Besprechung des Hauptsitters geben. Sein Mittelstück bringt die Heilige Dreifaltigkeit: Vater, Sohn und Heiliger Geist! Auf den sieben Sphären sitzt Gott-Vater, von dessen das Weltall lenkend erhobenen Händen drei Bündel von Strahlen ausgehen. Über seinem Haupte schwebt die Taube, den Heiligen Geist wiedergebend, zu seinen Füßen der Sohn am Kreuz. Ein Sonnenstrahlenkranz rings um die Dreifaltigkeit herum ist erfüllt von knieenden und anbetenden Engeln. In den Zwischenräumen Strahlen und Sterne. Auf dieses Mittelstück sind nun links und rechts von ihm in den Seitenteilen des Sitters lobsingende und musizierende Engel angeordnet in den verschiedensten Stellungen, keine Figur der andern gleich, während unten am Erdboden das Erd- und Pflanzenreich angedeutet ist.

Dieses ist nun auch der Ort, an dem Utingers als eines Lehrers gedacht werden kann, denn hier in Branitz haben an die 20 ehemalige Schüler in einem selten schönen Zusammenwirken mit ihrem Lehrer über ein Jahr lang mitarbeiten dürfen, sowohl bei der Ausmalung der Kirche, wie beim Ausführen des Sitters. Das letztere wurde von sechs Kunstschmiedern, die einmal in der Breslauer Kunstgewerbeschule bei Utinger Entwurfszeichnen und bei Professor Bonka kunstschmiedern gelernt hatten, ausgeführt, unterstützt von sechs Schmiedern der Anstaltswerkstätte. Sie haben in über 25 Monaten während der Arbeit nach Zeichnungen und Modellen Professor Utingers wie auch Modellen, die nach Utingers Zeichnungen unter dessen Korrektur selbst anfertigten, die gesamten über 100 Einzelfiguren geschmiedet. Versilbert und vergoldet und zum Teil leicht farbig getönt, schweben sie nun, gehalten vom Sitter im

Raume. Wer dies Sitter einmal in Wirklichkeit geschaut hat, kann diesen Eindruck nie wieder vergessen, und allein seinethalben lohnte sich der Besuch der Kirche auch von weit her.

Das dritte Werk, das wir hier besprechen wollen, ist Utingers monumentales Freskogemälde in der St.-Bonifatiuskirche zu Breslau. Es ist auch das jüngste, erst im Frühjahr fertig gewordene. Wiederum ist es schon seiner Größe und seinen Maßen nach ein außerordentliches Werk. In einer Größe von 13×7 Meter bedeckt es die Apsis der Kirche und beherrscht dieselbe, alle Blicke auf sich zwingend. Wir bringen die Gesamtansicht, das Mittelstück und noch eine Einzelfigur dieses kolossalen Gemäldes, das unter Bezugnahme auf den Heiligen, welchem die Kirche gewidmet ist, den Tod des heiligen Bonifatius, Apostels der Deutschen, zum Thema hat. In der Bildmitte sehen wir den von Mörderhand getroffenen, aus einer Wunde in seiner Seite blutenden Apostel, auf einem Baumstumpf gebettet und von einer Jüngerin gehalten, die ihn stützt und vor dem Umsinken bewahrt. Rechts und links ist er im Halbkreis von seinen Jüngern und Schülern umgeben, sowie sonst an dem Vorgang seines Sterbens Teilnehmenden. In diesem nun schaut er über sich als Vision den Sekreuzigten, dessen Verkündigung sein ganzes Leben gegolten hat und dessen Gestalt sich über dem Halbkreis der unten auf der Erde stehenden Personen erhebt, überflutet von Lichtstrahlen, die von Gott-Vater ausgehen, dessen Haupt oben in der Wölbung der Apsis sichtbar wird.

Wieder bewundern wir bei Utinger die Einheit und Geschlossenheit der Komposition, kraftvollste Konzentration bei größter dramatischer Bewegtheit. Blicken wir die einzelnen Gestalten des Gemäldes an, so ist nirgends Statik, überall Spannung, Handlung und lebendiges Leben. Jede einzelne Figur kündet durch Stellung und Gebärde die Art ihrer Teilnahme am Ganzen an, und sie ist bei jedem eine andre, eine in höchstem Maße individuelle. Welche Lieblichkeit z. B., um nur die Figur rechts herauszugreifen, zeigt jenes Mädchen in Haltung und Gebärde, die aus dem das Gemälde nach rechts hin abschließenden runden Tor, durch welches wir auf den Baum des Lebens dieser Welt schauen, hervortreten scheint, um dem Sterbenden eine Rose, die sie über der Brust hält, zu widmen. Auch hier geht Utinger von jener goldbraunen Grundfärbung aus, die er gern zum Hintergrund eines heiligen Geschehens wählt. In ihm ist die ganze Apsis getönt, Gott-Vater, der innerhalb der sieben Sphärenkreise thront, erscheint oben in der Wölbung vor einem noch tieferen Dunkelbraun, und von ihm aus geht eine Flut von goldenen Strahlen, die den unter ihm im Kreuz schwebenden Christus bedeckt und noch die unten auf der Erde stehenden bescheint, so daß sie von dem Vorgang der Vision des Apostels mit ergriffen erscheinen. Die Gestalten der Jünger nun, gruppiert um die leuchtende Gestalt des sterbenden Apostels, sind mit kräftigeren Farben gemalt, besonders schön empfindet man das tiefe Purpurviolett der Alten rechts hinter dem Apostel, die die Hand des Sterbenden mit Wasser benetzt, dann das leuchtende Scharlachrot der Frau, die seinen Körper von links her stützt, und bei den anderen hat der Künstler alle Abtönungen zwischen dunklem Rot und einem lichten Gelb auch gelbgrün verwandt. Das einzige

Blau in dem Gemälde ist das Blau des Himmels, in den wir durch das Tor rechts zwischen den Blättern des Baumes hindurchschauen, sowie das Blau der Blume, welche zu Füßen des Apostels erblüht und damit das Erwachen der Seele in Verbindung mit der Erscheinung und der Aufnahme Christi seitens des Menschen andeutet.

Mit den besprochenen drei Werken sind die Hauptarbeiten Utingers in Schlesien gestreift worden, aber noch lange nicht alles, was er hier geschaffen hat! Nicht besprochen wurden die schönen Gemälde, mit denen er den Speisesaal und andere Räumlichkeiten der Brehmerschen Heilanstalt in Görbersdorf nach der Ausführung des Brieger Werkes schmückte, unbesprochen mußte auch das große Fresko auf der Siebelwand der Kirche zu Poppelau bleiben, ein seltenes Beispiel einer großen, vollkommen witterungsbeständigen Außenmalerei hier im Osten, und endlich die noch in der Ausführung begriffene Arbeit in der Kapelle der Kirche zu Böhmischoorf im Brieger Kreise. Auch mit kleineren plastischen Arbeiten von außerordentlicher Schönheit, wie den Tabernakelfiguren in der St.-Bonifatiuskirche können wir uns in diesem Artikel nicht beschäftigen, und vollends müssen wir uns eine Besprechung Utingers als Architekt für einen späteren Artikel aufheben. Denn Utinger gehört zu den seltenen Künstlern, die zwar von vornherein den Maler im Auge hatten, aber doch von der Architektur her gekommen sind, und deren schöpferische Phantasie auch im architektonischen das allergrößte leitete.



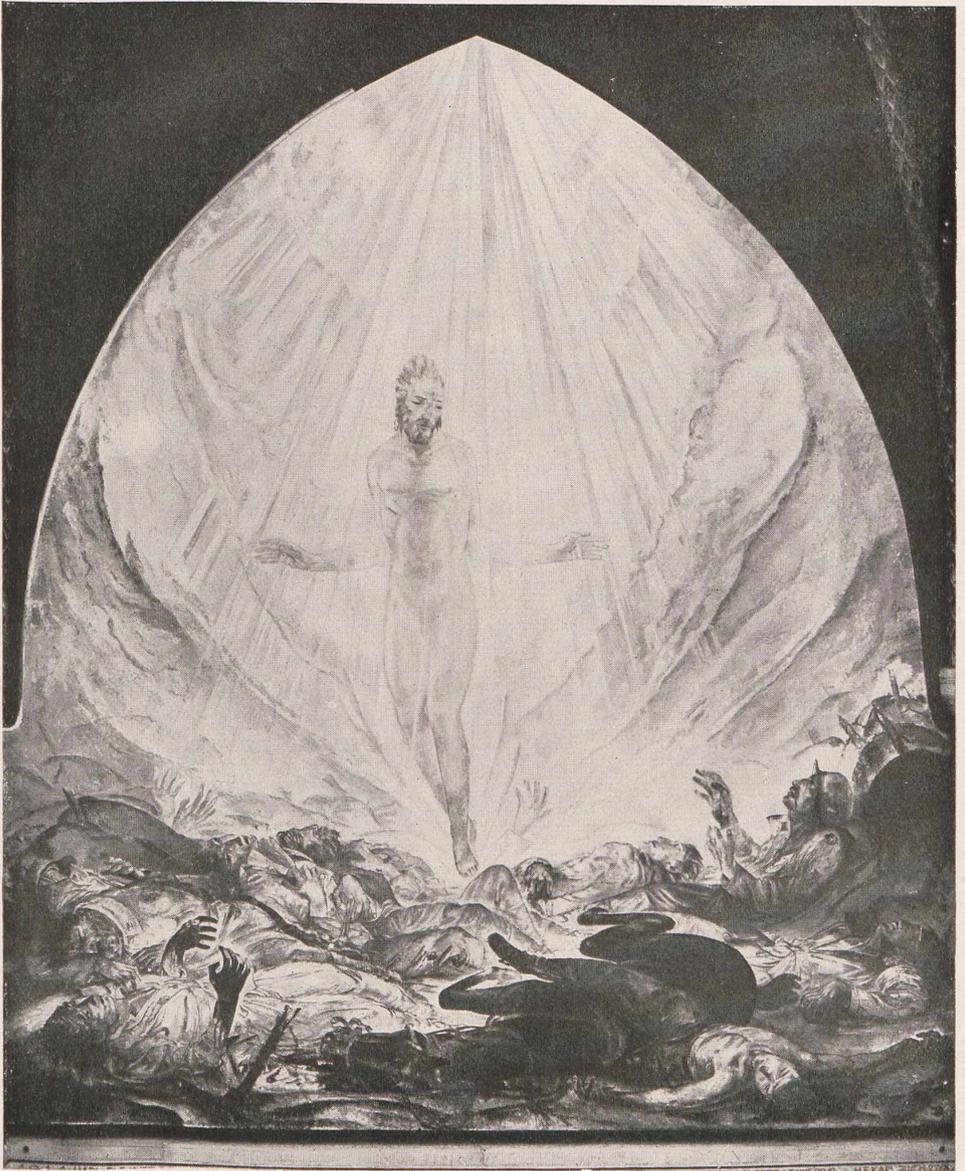
Unterm Kreuz

Wer einsam ist, wird wissen, wie Gedanken
an Tod und Trauer in die Stunden stürmen
und Tafeln in die grauen Wolken türmen,
wenn liebe Seelen ins Grauhnte sanken.

So ist's um eine, die am stillen Stamme
beweinen will das Leiden des Verlorenen
Sie schaut und schauert: denn die Auserkorenen
erkennen nicht die feierliche Flamme.

Maria zeigt zum Himmel. Seine Zeichen
erzählen die Legende von der Liebe,
die ewig wie das Blut auf Erden bliebe,
wenn die Gerechten sich die Hände reichen.

Wolfgang Schwarz



Kriegergedächtniskapelle an der Nikolaikirche in Brieg
Wand des Schlachtfeldes

Georg Meißner



Kriegergedächtniskapelle an der Nikolaikirche in Brieg
Aufstieg der Vollendeten

Gebhard Alfinger

Adolf von Menzel

Von Dr. Arnold Wienick

Am 9. Februar sind dreißig Jahre seit dem Tode des unermüdlisch schaffenden Künstlers vergangen. Aber sein Werk ist lebendiger als je. Preußentum, Hervorheben der geschichtlich bedeutenden Männer, volkstümliche Kunst und Sachlichkeit, all das begegnet bei Adolf Menzel. Seine Bilder sind von den Werten erfüllt, um die wir heute wieder besonders ringen. Das heißt nicht, daß wir zurück zu Menzel sollen. Es bietet nur einen Beitrag zu dem Bemühen um Überlieferung, um Vergangenes, das für den Aufbau von Gegenwart und Zukunft entscheidend ist. Und wir Schlesier haben noch einen weiteren Anlaß des Gedenkens. Adolf Menzel ist in Breslau geboren und hat die Verbindung mit der schlesischen Heimat nie ganz aufgegeben.

Am Neubau des Schlesiſchen Bankvereins, Albrechtstraße 33/34, wurde kurz vor der Jahrhundertwende eine Bronzetafel angebracht. Sie trägt die Inschrift: „Hier stand das Haus, in welchem Adolph Menzel am 8. Dezember 1815 geboren wurde.“ Der Künstler schreibt selbst in der kurzen, leider nie vollendeten Darstellung seines Lebens: „Das Haus, in dem meine Eltern wohnten, hieß „Zur goldenen Muschel“ und lag in der Albrechtstraße neben dem Regierungsgebäude (Oberpräsidium), von diesem durch eine schmale Gasse getrennt, die damals wie heute Langelholzgasse hieß.“ Das ist die Welt jener glücklichen Kindheit, die Menzel trotz höchster Auszeichnungen nicht vergaß. Seine Breslauer Schulzeit war von erstem Ruhme erfüllt, als 1828 und 1829 einige Zeichnungen in der alten Börse am Blücherplatz ausgestellt wurden. Damals wohnten die Eltern in der Friedrich-Wilhelm-Straße. Menzel besuchte die evangelische Volksschule 6 in der Fischergasse am Wachtplatz und fand dort manche Anerkennung. Auch im Elternhause wurden seine ersten Malversuche beachtet. Der Vater besaß eine Steindruckerei. Und Menzels Mutter nahm regen Anteil an der Entwicklung des Kindes. Sie war die zweite Tochter des Lehrers Okrusch, der den Zeichenunterricht an dem alt-ehrwürdigen Elisabeth-Gymnasium erteilte. Außerdem spürte Menzel in dieser Umwelt noch nicht das Zwergenhafte seiner äußeren Erscheinung, das später oft seine Erfolge zu schmälern drohte. Unendlich viele Anekdoten berichten von der „kleinen Exzellenz“. Jene beiden Worte umreißen die ganze Tragik dieses Lebens. Menzel suchte durch die Größe seiner Kunst und seines Geistes die Kleinheit des Körpers vergessen zu machen. Gewiß, man bewunderte ihn restlos, aber etwas von überlegenem Lächeln war doch damit verbunden. Hanns Tschner, der schlesische Maler, weiß neben vielen anderen davon zu berichten. Das ist dann der Eindruck der Berliner Jahre, die den Künstler zu so hohen Ehren brachten, wie sie sonst nie einem deutschen Maler zuteil geworden sind.

Doch diese Jahre ließen es auch nicht an Härten fehlen. Als Menzel frühzeitig seinen Vater verlor und für die verwaiſte Familie arbeiten mußte, kam ihm die Sorglosigkeit der Breslauer Kindheit ganz zum Bewußtsein. Das Erleben

des Jünglings führte ihn zu einer rührenden, ständigen Fürsorge im Kreise seiner Verwandten. Die Geschwister und die Familie seines Patenonkels Martini haben dieses besonders erfahren. Ein Sohn des Taufzeugen lebte in Jauer. Menzel weilte öfter bei ihm und schuf in diesem Freundeskreise vortreffliche Zeichnungen, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. Besonders reizvoll ist ein Knabenbildnis des Landgerichtsrates H. Martini. († 10. Oktober 1910 in Görlitz.) Vom Ballspiel blickt das heitere Kind auf und betrachtet ganz gespannt den zeichnenden Künstler. Der rechte Arm hängt lässig herab, während die Linke den Gürtel des langen, karierten Kittels hält. Genau ist die nebensächliche Kleidung behandelt, aber das Augenmerk wird vor allem auf den Kinderblick gelenkt. Das ist das Unvergeßliche jener Zeichnung, zu der sich noch andere wertvolle Blätter der gleichen Zeit und des gleichen Kreises gesellen. Sie atmen dieselbe Frische und Behaglichkeit wie andere Familienbilder. Ihre Ursprünglichkeit erfreut immer wieder beim Betrachten.

Aber nicht diese Werke haben den Aufstieg Menzels begründet. Aller Ruhm galt namentlich dem Darsteller Friedrichs des Großen und ging von den 400 Holzschnitten aus, die zu Franz Ruglers Geschichte des Preußenkönigs geschaffen wurden. Die Bewunderung dieses Hohenzollern war schon im Elternhaus heimisch. Nun gewann sie lebendige, richtunggebende Gestalt in der Schwarzweißkunst des jungen Malers, der, fünfundzwanzigjährig, den Auftrag zu voller Zufriedenheit ausführte. Vorausgegangen waren zwei lithographische Sammlungen, von denen die „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte“ besondere Beachtung verdienen. Hier hatte Menzel schon die „Schlacht bei Mollwitz“ und „Friedrich den Großen vor der Schlacht bei Leuthen“ dargestellt. Im Alter sprach Menzel davon, daß man diese Blätter unterschätzt habe. Er dachte dabei wohl namentlich an die Bedeutung, welche sie für sein eigenes Schaffen hatten. Sie sind die Keimzelle seiner ganzen Historienmalerei, die Preußens Aufstieg verherrlichte.

Bei den Blättern für Ruglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ sind zwei Dinge vor allem bewundernswert: „Ein Können, das glänzend und rätselhaft aufleuchtet wie ein Komet“, und die meisterliche Beherrschung des Stoffes. Die ganze vorausgehende Studienarbeit ist in dichterische Freiheit verwandelt. Die großen verzierten Anfangsbuchstaben und die Zierleisten am Schluß der Abschnitte beweisen es ebenso, wie die ganzseitigen Bilder. In ihnen ruht schon beschlossen, was die Gemälde der kommenden Zeit zum Ausdruck bringen. Bei seiner Arbeit an Ruglers Werk schreibt Menzel: „Friedrich über alles! Mich hat nicht bald was so ergriffen. Der Stoff ist so reich, so interessant, so großartig, ja, worüber Sie zwar wohl den Kopf schütteln werden, wenn man's genauer kennenlernt, so malerisch, daß ich bloß einmal so glücklich werden möchte, aus dieser Zeit einen Zyklus großer historischer Bilder malen zu können!“ Der Wunsch ging nicht bald in Erfüllung, weil noch andere Aufträge zu bewältigen waren. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit und genialer Gestaltungskraft zeichnete Menzel 200 Blätter zu den Werken

Friedrichs des Großen. Friedrich Wilhelm IV. selbst hatte die Ausgabe angeregt. Er ließ dem Künstler aber völlige Freiheit. Auch hier wieder erweist sich, wie Menzel den Stoff beherrschte, wie er ihn geistreich und vollendet meisterte. Der blutige Sieg bei Chotusitz und der darauffolgende Friede zu Breslau werden beispielsweise durch einen kräftigen Kriegerarm versinnbildlicht, der mit einem Büschel Lorbeeren das blutige Schwert reinigt. Treffender ließen sich die Ereignisse des Jahres 1742 kaum zusammenfassen. Diese Größe der Gestaltung begegnet an vielen Stellen und gewinnt später in den Gemälden ein neues Feld der Betätigung.

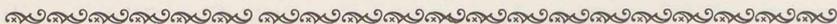
Die weitbekannten Werke „Tafelrunde“, „Flötenkonzert“ und „Der König auf Reisen“ stehen am Anfang der Reihe. Im Jahre 1855 malte Menzel dann im Auftrage des Schlesischen Kunstvereins „Die Huldigung zu Breslau am 7. November 1741“. Ob man das Gemälde einfach mit Karl Schefflers Urteil „ein schwaches Repräsentationsbild“ abtun darf, bleibe dahingestellt. Der jugendliche König in seiner überlegenen Haltung wird festgehalten. Sein Degen ersetzt das fehlende Reichsschwert. Nun können die Huldigenden den Treueid ablegen. Dieser Augenblick ist in dem Gemälde dargestellt. Die entscheidenden Personen, der König und Graf Schwerin, sind aus der Menge hervorgehoben. Alle feierliche Gewandung ordnet sich dem Herrscher unter. Das bringt dieses Bild im Breslauer Museum wirkungsvoll zum Ausdruck. Freilich muß es verblassen neben der „Krone von Menzels Friedrichsbildern“, dem Überfall bei Hochkirch. Der Nachtkampf ist in aller Härte und Grausamkeit dargestellt. Aus dem Feuerschein leuchtet übermächtig die Gestalt Friedrichs des Großen hervor. Den Krückstock hält er straff in der Rechten; man glaubt das Kommando zu hören, das alle zum Handeln treibt. Preußentum und friderizianischer Soldatengeist haben nirgends mehr so eindringlich Gestalt gewonnen, wie hier.

Eine Verehrung des Königs, einen wichtigen Augenblick seiner Friedensarbeit kennzeichnet das große Gemälde im Breslauer Museum „Die Begegnung Friedrichs des Großen mit Josef II. in Neisse“. Die „Verbindung für historische Kunst“ hatte den Auftrag hierfür gegeben. In der Berliner Nationalgalerie befindet sich eine Skizze mit folgender Inschrift von Menzels Hand: „Das Lokal ist das Treppenhaus im bischöflichen Palais zu Neisse. Recherchen an Ort und Stelle über die damalige Beschaffenheit desselben sind zum Grunde gelegt.“ Der Künstler weilte also vorher in Schlesiens und zeichnete in dieser Zeit wohl auch die Blätter des ehemaligen Barockklosters in Ramenz. Trotz überall spürbarer Freude an der Architektur ordnet sich auf dem Gemälde alles der herzlichen Begrüßung der Fürsten unter. Alle: die Prinzen, Seydlitz und Tautenzien, auch Laudon an der Spitze des österreichischen Gefolges, betrachten den König und den Kaiser, deren gegenseitige Verehrung aus Haltung und Blick ersichtlich ist. Das Gemälde ist die letzte vollendete Arbeit in der Reihe der Friedrichsbilder.

Es folgten noch „Friedrich der Große in Vissa“ und „Die Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen“. Genau ein Jahrhundert nach dem Geschehnis vom 5. Dezember 1757 hielt Menzel auf Wunsch des Herzogs von Ratibor den

denkwürdigen Augenblick fest, wo der König im Schloß zu Deutsch Wissa die österreichischen Offiziere überraschte. Verdutzte Gesichter der Feinde, kaltblütige Überlegenheit des Siegers, nächtlich unbestimmte Beleuchtung, die nur das Wesentliche hervorhebt, das waren Dinge, die den Künstler aufs stärkste reizten. Wer heute das Werk in der Kunsthalle zu Hamburg betrachtet, wird sich über den abschlägigen Bescheid des Herzogs wundern. Aber dadurch gelangte es in die Öffentlichkeit und kann seitdem mit dem Holzschnitt bei Rugler oder den Entwürfen in der Nationalgalerie verglichen werden. Menzels malerische Fähigkeiten werden gerade im Vergleich mit der Schwarzweißkunst besonders deutlich.

Gleiches Leben der Beleuchtung entwickelt sich hier wie im „Flötenkonzert“ oder dem thematisch ganz anderen „Eisenwalzwerk“. Der Künstler schuf es nach eingehenden Studien in Königshütte. „Das Gewirr der Menschen, des Gestänges, der Kampf des matten, grauen Tageslichts mit dem rötlichen Schein des Feuers, die vielerlei Bewegungen, all das fesselte ihn.“ Und es gibt kaum ein anderes Gemälde, das bezeichnender für Menzel wäre. Seine ganze Freude an der Vielfältigkeit, am lebendigen, in jeder Gruppe spürbaren Getriebe ist hier Gestalt geworden. Die Nationalgalerie besitzt dieses herrliche Werk, ebenso die Skizzen, von denen der Künstler in seinem Testament schreibt: „Eine Mappe, die Studien zu meinem Ölbild „Die Walzwerke zu Königshütte“ sowohl die Notizen an Ort und Stelle, als auch Modellstudien.“ So ist auch dieses berühmte Gemälde nicht von schlesischen Eindrücken zu trennen. Menzels Preußengeist, seine sachliche Gestaltung von Vergangenheit und Gegenwart haben ihren Ursprung in dem, was er seiner Heimatprovinz verdankte, was er ihr hundertfältig wiederschenkte in den besten Zeugnissen seines genialen Schaffens.



Sei stolz

Sei stolz, daß eine deutsche Mutter dich gebar,
die selbst ein Kind von deutschem Geiste war!
Deutschtum ist Adel, den Gott dir verlieh.
Deutschtum ist Weisheit, der Höchstes gedieh.
Deutschtum ist Ehrfurcht vor ewigen Dingen.
Deutschtum ist Sehnsucht mit Adlerschwingen.
Deutschtum ist Güte, wie Morgensonnenschein.
Deutschtum ist Starckmut, wie Felsgestein.
Deutschtum ist Pflicht, zu Größtem bestellt.
Deutschtum ist Leben bis ans Ende der Welt.

Leonhard Hora

Romantik und Biedermeier Lübecker Künstler (1800-1850)

Ausstellung im Schlesiſchen Muſeum der bildenden Künſte
in Breslau

Pommerns genialer Sohn Philipp Otto Runge (1777—1810) ſteht mit ſeinen organiſch lebendigen Blumenſcherenſchnitten am Anfang der mehr realiſtiſchen norddeutſchen Malerromantiker, deren Werke aus dem Behnhaus in Lübeck Herr Direktor Dr. Cornelius Müller in einer in Stille und Muße zu genießenden Ausſtellung des Schlef. Muſeums der bildenden Künſte den religiös und klaſſiſch idealisierenden Nazarenern feinsinnig gegenübergeſtellt hat. Runge bahnte mit ſchöpferiſcher Kraft und naturverbundener Phantafie die Wege zu einer neuen deutſchen Geſtaltungsart von Bildnis und Landſchaft und legte die gereinigte Form klaſſiſcher Linie feſt. Darſten war ihm darin vorangegangen. Die Hamburger und Lübecker Bildniſmaler der deutſchen Romantik und des Biedermeier folgten ihm nach, während ſich gleichzeitig in Rom die Nazarener, die Lukasbrüder um Friedrich Joh. Overbeck (1789—1869) ſcharten.

Overbeck, der Sohn eines Lübecker Senators und Dichters — des Vaters kluger Kopf erſcheint auf einer vorzüglichen Kohlezeichnung des Sohnes und einer ſilbrig-tonigen Lithographie Grögers —, war durch Erziehung und Tradition ſchickſalhaft beſtimmt, religiöſer Geſchichtsmaler zu werden, wie er ſelbſt 1808 an den Vater ſchreibt. Aus Fügers Schule in Wien, der einige weiche, in Halbönen und Lichtreflexen ſpielende Zeichnungen zu danken ſind, zieht es ihn nach Rom zu den wahlverwandten Meiſtern des Quattrocento und zum jungen Raffael. Die ſanfte Hingabe und jungfräuliche zage Weichheit ſeiner Madonnen verleugnet den großen Urbinaten nicht. Die Entgegenſtellung einer Madonna Raphael Schalls von 1842 macht dieſen bewußten Einfluß noch deutlicher. Doch ſpiegelt ſich auch in Overbecks Heiligen, ebenſo in ſeinem prachtvoll komponierten Mädchenpaar „Italia und Germania“, beſonders aber in ſeinem ſtillen Familienbild mit ſeiner reinen, ſtrengen und feſten Linienführung, ſeiner unbedingt ſicheren, meiſt ſymbolhaften Farbengebung der Geiſt echt deutſcher Romantik. Die Innigkeit ſeines gläubigen Lebens, ſeine Demut und Starkmut ſprechen ſich darin aus, und zugleich der ſtarke Einfluß altdeutſcher Meiſter. War ja z. B. der Hochaltar des Lübecker Doms von Memling ein oft kopiertes Vorbild der Lübecker Maler! Am beſten aber prägt ſich die deutſche Formbeſtimmtheit in Overbecks Zeichnungen aus. Dieſe Szenen aus Bibel und Antike in meſſerſcharfer Klarheit der Linie, hauchzarter Differenziertheit des Umriſſes, feinſter Nuancierung der Modellierung ſcheiden ſich klar von den Meiſtern des Südens. Bei aller bis ins kleinſte berechneten Kompoſition lebt in den Köpfen und Gruppen eine außerordentlich kraftvolle Intenſität des Ausdrucks, die ſpezifisch nordiſch anmutet. Dieſe Ausdruckskraft ſeiner früheren Werke hat Overbeck ſpäter trotz — oder wohl gerade wegen — des ſtändigen Beharrens in dieſer hochgeſpannten Geiſtigkeit nie mehr erreicht.

Aus verwandtem Geiste entstanden die in ihrer Ausdrucksform äußerst zugespitzten prachtvollen Zeichnungen Karl Julius Mildes (1803 bis 1875), die Bildnisse der Freunde, blaue windleichte Feldblumen, lustige Aquarelle aus Italien. Sein eigenes Jugendbildnis zwischen Oldach und Erwin Speckter gemahnt zugleich in seiner ersten Melancholie und seelischen Vereinzelnung des Individuums an die Geistesrichtung Caspar David Friedrichs. Viel realistischer sind daneben die Bildnisse von Markus Th. Rehbenitz (1791—1861), dem Schwager Overbecks. Gehören seine sanften Frauenskizzen, seine sehnsüchtigen italienischen Zeichnungen, die großzügigen Aktstudien noch näher zum Kreise der Nazarener, so gehen sein prächtiges, durch Farbakzente stark betontes Selbstbildnis und die fast kecke Individualisierung der spitzen, schmalschultrigen jungen Frau auf neuen eigenen Wegen norddeutscher Bildniskunst. Im Gegensatz dazu steht das noch stark an Rokoko und Louis XVI. gebundene Altdamenbildnis von Friedrich Karl Gröger (1766—1838) und sein noch etwas konventionelles Bildnis Henriette von Heintzes mit ihren Kindern. Das Publikum bevorzugte die mit dem Beschauer in Wärme verbundenen Bildnisse und Lithographien Grögers allerdings oft vor der spröderen geistvollen Manier der Richtung eines Rehbenitz.

Noch einmal nach der Wahlheimat der Nazarener weisen Joh. Joachim Fabers (1778—1846) von Koch beeinflusste italienische Landschaften, sein Rom im warmen Licht südlichen Abends. An Kunges Blumenschnitte knüpfen die Blumenstudien des um drei Jahrzehnte jüngeren, sehr begabten Wassmann (1805—1886) an, während bei Joh. Baptist Hauttmanns (1756—1832) eng in den Raum gedrängtem Familienbild der jugendfrische Aufschwung der nordischen Romantiker in leisem Humor bereits leicht ins Hausbackene einlenkt. Die schon recht späten Bildnisse Adolph Dietrich Rindermanns (1823—1892) verraten im Aufbau deutlich die Tätigkeit des Malers als Photograph, im Milieu atmen sie ganz Lübecker und Hamburger Patrizierwohlstand, und stehen sie auch etwas blasser neben den älteren Werken, die noch erfüllt sind vom echten Feuer und scharfen Geist überzeugten jungen Neuschöpfungstums, so eignet ihnen doch eine köstliche Charakteristik und lebensvolle Naturverbundenheit — ganz im Gegensatz zur Idealisierung und Symbolisierung eines Overbeck und Milde. Sie sind von behaglicher Heiterkeit, technischer Sauberkeit, geschmackssicherer Farbgebung und vorzüglicher Stoff- und Lichtbehandlung — deutsches Biedermeier im besten Sinne und Ausklang der bedeutenden Malerei des frühen 19. Jahrhunderts, die Lübeck und der Norden Deutschland schenkte.

Dr. Eva Schmidt

Alt-Breslau inseriert

Von Alfred Karl Groeger

Die Geschichte des Breslauer Zeitungswesens läßt sich nicht von den ersten Anfängen mit Sicherheit verfolgen. Unsere Kenntnis beginnt mit dem Jahre 1629, in dem ein Breslauer Buchdrucker S. Baumann um das Privileg ein- kam, „wöchentliche Avisen“ drucken zu dürfen. Es ist sehr leicht möglich, daß schon vorher eine Zeitung bestand. Leider fehlen uns darüber Anhaltspunkte. Die ersten Zeitungen hatten durchweg ein anderes Gesicht als die heutigen. Sie wiesen das Quartformat auf und waren im Höchstfall vier Blätter stark. Ihr Titel war für längere Zeit immer der gleiche: „Wöchentliche Zeitungen auß unterschiedlichen Orthn“. Außer der Jahresangabe „Anno 1632“ war ein anderes Datum nicht angegeben. Unmittelbar hinter dem Kopf setzten die Nachrichten in bunter Folge ein, ohne Gruppierung nach einzelnen Gebieten. Es ist anzunehmen, daß einfach jede durch Fußboten oder später fahrende Post einlaufende Nachricht vom Drucker der vorigen angereicht wurde, bis der vorgesehene Platz gefüllt war.

Höchst interessant ist im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts der Konkurrenzkampf der einzelnen Buchdrucker um das Zeitungsprivileg. 1650 hatte der Buchdrucker Christophorus Jonisch die Genehmigung zum Druck erhalten, doch sollte „von dem Kammerfiskal Herrn August Franz vor der Drucklegung Censur geübt werden, damit nichts wider das Hochlöbliche Haus von Oesterreich, das Waterland, oder die heilige katholische Religion gedruckt würde“. Troß des erlangenen Erfolges druckte er sein Blatt und führte fremde Zeitungen ein, ein Recht, das auch nur ihm allein zustand. Seine Drucke kennzeichnete er durch den Zusatz: „Breslau/Auff St. Maria Magdalanae Kirchhoff in des Jonisches Buchladen zu kauff zu bekommen“. Aber die Konkurrenz machte ihm das Leben schwer, denn bald begann ein regelrechter Zeitungsschmuggel zu blühen. Auch spätere Verleger hatten dauernd wegen unberechtigter Übertretungen des Privilegs zu klagen, ebenso wie über unbefugten Handel mit auswärtigen Zeitungen. Sogar gegen die Postämter richteten sich deswegen Klagen.

Nicht minder groß war der Ärger der Verleger mit ihren Abonnenten, trotzdem wir annehmen müssen, daß die Auflage in den ersten Zeiten 100 Exemplare kaum überschritten haben dürfte. Besonders mit den auswärtigen Beziehern gab es dauernd Zwistigkeiten; unregelmäßige, manchmal fehlende Zustellung wegen der Unachtsamkeit oder Faulheit der Boten, Unterschlagung der eingezogenen Gelder durch diese oder Weigerung der Abnehmer, nicht Erhaltenes zu bezahlen — alles das machte den Zeitungsdruckern das Geschäft unangenehm und verlustreich, nicht zuletzt die häufigen Klagen und Beschwerden der Bezieher, der Verleger „möge frischere und bessere Avisen schicken“.

Allerdings lag die Berichterstattung noch sehr im argen. Die „Neuigkeiten“ stammten durchweg alle aus zweiter oder dritter Quelle. Sie stützten sich auf mündliches Zutragen durch die Postboten oder waren Nachdrucke aus

anderen Zeitungen. Da es wiederum einige Zeit dauerte, bis die Zeitung gedruckt war, noch mehr, ehe sie in die Hände der Bezieher kam, so sind die Klagen über alte Nachrichten zu verstehen. Um dem zum Teil abzuhelfen, wurden für die „vornehmen Klienten“ die Nachrichten aufgeschrieben und ihnen sofort zugestellt. Dann wurden erst die Zeitungen gedruckt und gingen erst einige Tage später an die anderen Bezieher heraus.

Von besonderem Interesse ist nun das Entstehen der Anzeigen. Die ersten Zeitungen wiesen noch keine auf. Erst im „Breslauischen Mercurius“ von 1698 finden sich die ersten Anfänge. Es sind zunächst sämtlich Buchhändleranzeigen aus dem Geschäftsbereich des Verlegers. In erster Linie dienten sie dazu, übrigbleibenden Platz auszufüllen, in der Folgezeit wurden sie aber immer mehr Selbstzweck. Beachtlich ist, daß sich die ersten Anzeigen in Satz und Druck nicht von dem Text der Nachrichten unterschieden.

Aber schon 1707 finden sich Anzeigen, die nicht nur von dem Verleger der Zeitung stammen, sondern von anderen Kaufleuten. Hier sind die frühesten Anfänge unseres heutigen modernen Anzeigenwesens zu suchen. Sogar Anzeigen aus anderen Städten, aus Wien, Leipzig, Dresden u. a. sind um jene Zeit in der Breslauer Zeitung zu finden, was für die damalige Zeit außerordentlich viel bedeutete. So sind nicht erst die im Beginn des 19. Jahrhunderts aufkommenden Intelligenzblätter die Wiege der Anzeige, wie vielfach behauptet wird, sondern schon die lange vorher erschienenen periodischen Zeitungen.

Bereits 1737 wurden die Geschäfts- und Privatanzeigen der Breslauer Bürger und Kaufleute so zahlreich, daß sie in dem damaligen Blatt, dem „Schlesischen Nouvelles Courier“, keinen Platz mehr fanden. Deshalb ersuchte der Buchhändler Korn um das Privileg, selbständige „Frag- und Anzeigungsnachrichten“ drucken zu dürfen, was auch gewährt wurde. Sie wurden später, 1742, von einem anderen derartigen Unternehmen abgelöst, das sehr lange bestand und daher für uns heute eine unerschöpfliche Fundgrube darstellt.

Mannigfach sind die Dinge, die in den ersten Anzeigen angepriesen wurden. Eine der ältesten und zugleich interessantesten, weil sie sich im „Nouvelles Courier Breslau“ vom Jahre 1708 findet, ist eine aus Leipzig, was für diese Zeit sehr bemerkenswert ist: „In Leipzig auff der Peterstraßen / in Herrn Böttgers Hause / ist zu bekommen / eine / von langen Jahren her / mehrmals approbierte und privilegierte Stein-Tinktur / so ein Arcanum Bezoardicum universale genannt / welches besonders der wütenden Pest und anderen ansteckenden Seuchen widersteht.“

Auch in den „Schlesischen Provinzial-Blättern“ waren hin und wieder Anzeigen zu finden. So fing schon 1785 die schlesische Werbung mit einer Anzeige an: „Es giebt in Schlesien so schöne Gegenden, wie es in der Schweiz nur geben kann; aber noch nie hat man von erstern keine Zeichnungen, ohngeachtet sie es so gut, wie die letzteren verdienen. Sollte es etwa an Liebhaberey der Art in Schlesien fehlen? Um einen Versuch zu machen, sollen einige Gegenden des Schlesiſchen Gebürges nach der Natur gezeichnet, und

sauber in Kupfer gestochen in halb Folio erscheinen. In zwey Monaten erscheinet das erste Blatt. Wer bis Ausgang März 8 Sgl. praenummeriret, erhält ein Exemplar von den ersten Abdrücken, nachher wird das Blatt nicht unter 15 Sgl. verkauft . . . Wer 10 Exemplare bestellt, erhält das 11te unentgeltlich.“

Um die Wende des 18. Jahrhunderts bieten die „Wöchentlichen Breslauischen Frag- und Anzeigungsnachrichten“ (der volle Titel ist eine ganze Seite lang!) fast genau das gleiche Bild wie jede große Tageszeitung in der Gegenwart, wenigstens soweit es den Inhalt der Anzeigen betrifft. Allerdings kannte man die heutige Form der Anzeigen noch nicht. Aber wir finden da all die einzelnen Rubriken wie heute: Amtliche Anzeigen, Geschäftsofferten, Wohnungs-suche und -angebote, Stellengesuche und -angebote, Käufe und Verkäufe, Nachtangebote usw.

Eine amtliche Anzeige von 1788 lautet: „Von Seiten der hiesigen Königl. Oberamts-Regierung wird zu jedermanns Wissenschaft und Achtung bekannt gemacht, daß die Henriette Wilhelmine vermitt. v. Liebelschütz, geb. v. Wiplar zu Brieg, ihrer verschwenderischen Lebensart wegen, unter die Curatel genommen worden, ihr daher kein Credit zu geben ist, und sie keine Contracte gültig schließen kann. Königl. Preuß. Breslauische Oberamts-Regierung.“

Stellensuchende hat es zu allen Zeiten gegeben, schon anno 1788. Wir können da lesen: „Eine Frau von mittleren Jahren, die die Wissenschaft von der Köcherey hat, ist willens auf kommende Ostern bey einer guten Herrschaft, sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt, als Wirtschaftlerin in Dienste zu gehen. Nähere Nachricht gibt die Bettverlöbnerin Frau Schenkin, wohnhaft auf der Weidegasse beim Züchner Ehrlich eine Stiege hoch.“ Oder: „Ein ehrbarer Mann offeriert sich als Hofmeister bey einer hohen Noblesse, und versichert so wohl in verschiedenen Sprachen, als in andern Wissenschaften zu einer guten Education, einer vollkommenen Genugthuung; nachzufragen ist im Kugelzippel bey Madam Thünel in No. 1305.“ So liest man 1793 unter der Rubrik: „Personen, so ihre Dienste antragen“.

Aber man inserierte auch, wenn man jemanden brauchte: „Derjenige, welcher einen wohlgezogenen Knaben die Soldarbeit zu erlernen zu geben Willens ist, kan sich bey mir unterschriebenen melden. Johann Jakob Ebert, Soldarbeiter auf dem Ringe und Seite der Waage.“

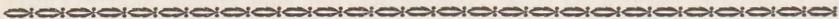
„Es ist zu vermietthen, auf dem Neumarkte, in No. 1450 an der Catharinen-gasse am Ecke, der erste Stock, bestehet in 9 Zimmern, 2 Alkoven, einer Speisekammer, einer Domestiken-Stube, 2 große Kucheln, vor 6 Pferde Stellung, 2 große nebst einem kleineren Keller, einer Wagen-Kemise und 3 große Kammern, und bald, oder auf Ostern zu beziehen. Es könnten auch diese 9 Zimmer, in 5 und 4 getheilet werden“ erfahren wir aus diesem Angebot aus dem Jahre 1788.

Geschäftsanzeigen finden sich oft. So offeriert der Kretschmer Bartschek 1810: „Einem geehrten Publikum mache ich ergebenst bekannt, daß ich meinen Wohnort im weißen Roß auf dem Neumarkt habe, und sowohl für gutes

Faßbier, als auch Doppelbier auf Champagner-Flaschen gefüllt, sorgen werde. Es ist wöchentlich zweymal Concert, welches heute den Anfang nimmt. Ich bitte um geneigten Zuspruch.“ Oder 1793: „Bey dem Kaufmann Joh. Christoph Willert auf dem großen Ringe bey der grünen Röhre, sind spanische rothe weiße Klee, Lucerne, Esparcette, Keigras, Honiggras, und alle Sorten Garten-Gesäme in billigem Preiß zu haben.“

Besonders interessant ist eine „Kunstanzeige“ im „Breslauischen Wochenblatt“ von 1816: „Herr Nagel, bisher Regisseur des Theaters zu Darmstadt ist eben hier angekommen, um sowohl durch sein ausgezeichnetes Spiel uns zu erfreuen, als auch durch seine kräftige und geschmackvolle Leitung eine schönere Zeit unserer Bühne hervorzurufen. Vertraut mit Melpomenens Kraft und Thaliens Grazie wird Herr Nagel, dessen frühere Kunstleistungen uns allen noch vorschweben, unsre schönen Hoffnungen in beider Rücksicht gewiß erfüllen.“

Zum Schluß noch eine ergötzliche Anzeige, ein Kaufangebot aus dem Jahre 1808: „An das Breslauer Publikum. Ein neues sehr schönes Fortepiano in neuen Clavier-Format, welches aber von eben dem Mechanismus, mit Hammerwerk, Auslösungen und Zügen für die Rnie, wie die Mozartschen Flügel-Fortepianos, von Ahornholz auf Mahagoni Art gebeitzt, mit Mabafter-Rosetten geschmackvoll dekorirt, von schönem Ton, und leichter Spielart ist. Kauflustige belieben sich in den Vormittagsstunden auf dem Reßerberge, ohnweit der Grünen-Baum-Brücke, im Fuhrmannschen Hause Nr. 1136 eine Stiege hoch zu melden, und obige Sachen nach dem Preiß-Verzeichniß in Augenschein zu nehmen.“



Mutter

Gestern —
wie morgen —
und nicht nur heute
denk ich an Dich,
bin ich bei Dir;
denn Deine Liebe
ist gestern —
wie morgen
und nicht nur heute
mütterlich sorgend
immer bei mir.

Geburt

Geburt ist glücklich weher Sang
zur Gabe
ist Antwort auf die letzte Frage
ist glücklich weher Sang im Blut
ruhen in Mannesglut.
Ist Dasein im Andern
Stillstand im Wandern
ist heil'ger Drang
aus Ewigkeit:
vom Mutter'schoße
dargereicht
als volle Schale
satter Trunk
Schöpfung!

Ernst Kimmer

Die Geburt in Glauben, Gebräuchen und Sitten in Schlesien

Von Norbert Vogt

Ist schon das Leben der Gemeinschaft von Brauch und Glauben umwoben, so erst recht das Leben des einzelnen Menschen in seinen einzelnen Lebensabschnitten. Tod und Geburt sind für die ursprüngliche Gemeinschaft nichts anderes als nur Übergänge von einer Lebensform in die andere — von der Gemeinschaft der Lebenden in die der geistigen Welt. Im Urglauben ist die Geburt die Wiedergeburt eines Vorfahren. Daher gibt es heute noch Gebräuche, die bestimmen, welcher von den verstorbenen Vorfahren in dem neugeborenen Kinde wiedererscheint.

So lassen sich auch heute noch in Schlesien eine Anzahl von üblichen Gebräuchen und Sitten bei Geburt und Taufe auf den ursprünglichen Dämonen- und Zauberglauben zurückführen.

Schon vor der Geburt wirkt der alte Zauberglaube. Eine hoffende Mutter muß vieles beachten. Sie darf sich nicht „versehen“, sonst ist das Kind mißgestaltet. Träume prophezeien das Wesen des Kindes, ebenso wie die Handlungen der Mutter den Charakter des Kindes bestimmen. Der schlesische Glaube, daß die Kinder aus dem Teiche vom Storch gebracht werden, ist ein Rest des altdeutschen Glaubens von der im Brunnen verborgenen Seelengöttin Holda. Naht die Stunde der Geburt, so helfen geschriebene Segen, „Geburtsbriefe“. In der Gegend von Brieg wird das neugeborene Kind nach altdeutschem Brauch vom Vater auf die Erde gelegt. Das hat aber nichts mit einem Mutter-Erde-Glauben zu tun, sondern mit dem Glauben an die Wiedergeburt eines Vorfahren im Kinde. Boden ist soviel wie Grab. Aus dem Grabe geht also gleichsam der Geist, das Wesen eines der Vorfahren in das Neugeborene über. Bei Rossegger lesen wir im „Höllensbart“, wie der Hausvater das jüngste Kind auf den Grabhügel des eben verstorbenen Großvaters stellt und danach der Mutter zurückgibt mit den Worten: „Nimm, Weib, da hast du den Großvater jung und frisch wieder zurück“.

Das erste Bad ist je nach dem Verhalten des Kindes für sein weiteres Schicksal maßgebend. Das Badewasser wird auf üppiges Gesträuch oder grünen Rasen gegossen. Dann wird das Kind gut gedeihen. Das Bettchen des Kindes muß bis zur Taufe dauernd beobachtet werden, sonst wird von den bösen Zwergen ein Wechselbalg hineingelegt. Der Wechselbalgglaube hängt mit dem Dämonenglauben zusammen: die bösen Dämonen holen das Kind zurück und schieben ihre eigenen häßlichen Kinder unter, die im Totenreich geboren sind.

Freunde und Verwandte statten der jungen Mutter Besuche ab. 1506 schrieb Pankratius Geier auf Schlesien ein Loblied. In diesem schildert er die Besuche: Die Frauen aus der Freundschaft kommen und bringen der jungen

Mutter die Kindessuppe. Diese sitzt gepußt in einem geschmückten Bette neben dem Kinde. Der Besuch wird mit Kuchen und süßem Getränk aus Zinnbechern bewirtet, und davon nehmen die Frauen auch für ihre Männer eine „Mitebringe“ heim. Nach sechs Wochen begleiten sie die Mutter auf ihrem Kirchgang.

Weitere abergläubische Bräuche der Schlesierinnen, die sie bei neugeborenen Kindern üben, erzählt uns der Traktat des Bruders Rudolf aus dem 13. Jahrhundert: Sie stecken die noch zarten Kinder in einen Sack, damit sie schlafen. — Sie umschreiten mit dem Kinde das Feuer, und eine Frau folgt und fragt: „Was trägst du?“ Und die Törlin antwortet: „Einen Luchs und einen Fuchs und einen Hasen, der schläft“. — Den Strohwisch, mit dem der Ofen gefegt wird, stehlen sie und baden das Kind damit. — Hasenohren, Maulwurfspfoten und vieles andere legen sie in die Wiege, damit das Kind schläft. — Dem Vater zeigen sie zuerst die große Zehe des Kindes, nicht sein Gesicht. — Das Kind besegnen sie mit einem knotigen Strohhalme. Mit den Füßen des Kindes berühren sie bei der Taufe den bloßen Altar; sie legen das Glockenseil auf seinen Mund; sie legen seine Hand auf ein Buch, damit das Kind gelehrig wird; sie bestreichen sein Gesicht mit dem Altartuche, damit es schön wird. — Wenn sie das Kind heimtragen, zertreten sie unter einem Besen auf der Schwelle ein Ei. — In das Bad nach der Taufe legen sie neunerlei Körner, unter den Badekessel allerlei Eisen und eine schwarze Henne; dann zünden sie die Lichter an und tanzen auf sie zu. — Das Bad des Kindes gießen sie am Saune einer anderen jungen Mutter aus, damit das Kind jener Frau schreie, das ihrige aber ruhig sei.

Ganz ähnliche Gebräuche finden sich heute noch in allen Gegenden Schlesiens. So darf z. B. das Wohlbefinden des Kindes nicht „berufen“ oder „beschrien“ werden. Wird irgendwie gelobt, so fügt man sofort hinzu „unberufen“ oder „unbeschrien“. Schreienden Kindern legt man unter das Kissen „Schlafäpfel“, das ist die schwammige Bildung des Gallwespenstiches am Hagebuttenstrauch. Kranke Kinder werden „gebacken“: man schiebt einen Abdruck von ihnen aus Brotteig in den Backofen. Oder man läßt die Kinder „messen“.

Wenn das Kind ungetauft stirbt, so geht es als Irrlicht um. Starb im Mittelalter die Mutter bei der Geburt eines Kindes, so war es oft eine schwierige Frage, wo sie beerdigt werden sollte. In den meisten Fällen fand sie jedenfalls keine Ruhestätte an einem guten Platz des Friedhofes. In einer alten Handschrift lesen wir zwar, daß es eine große Härte sei, einer bei der Geburt verstorbenen Mutter das Begräbnis in der Kirche zu verweigern; während dieselbe Handschrift meint, daß ein ungetauft gestorbenes Kind außerhalb des Kirchhofes zu bestatten sei. Im Jahre 1417 sagt Nikolaus von Rosel, daß solche Kinder im Stalle oder auf dem Felde begraben werden mußten. Noch 1528 verbietet eine Breslauer Kirchenordnung, eine solche Frau an Plätzen des Kirchhofes zu beerdigen, die viel begangen werden; sie könnte dort die Vorübergehenden schädigen. Sie findet ihre letzte Ruhestätte an einer Ecke des Friedhofes, wie noch 1790 in Niebusch bei Grünberg.

Aus einem Buchmanuskript: „Brücke zum Leben“

Von Walter Appel

Am Sonntag noch war es gewesen, daß ich bei ihnen gegessen war; am Montag hatte Johann rennen müssen, um die „weisse Frau“ zu holen; am Dienstag darauf — nach langen Wochen und Monaten fast, dem ersten schönen und stillen Tage im Lande — hielt Frau Grete zwei starke und schöne Menschenkinder in den Armen, und am Sonntag darauf haben wir Johann begraben.

Unter den alten Linden draußen auf dem Friedhof haben wir seinen schlichten Sarg bei dem gleichen schönen Sonnenschein in die Erde gelegt, und außer mir stand nur der Dorfschulze am Grabe, bei dem Johann zu manchen Zeiten Knechtdienste geleistet hatte. Zwischen uns beiden eine junge Frau und Mutter, die sich nur mit Mühe und fast unter Schmerzen aufrecht halten konnte.

Danach waren wir heimgegangen. Der alte Geistliche hatte jedem von uns dreien die Hand geschüttelt, als hätten wir beiden Männer mit zur Familie gehört. Wir nahmen dieses als selbstverständlich hin, denn vor uns stand das Schicksal der beiden jungen Menschenseelen, und ihr ungewisser Lebensanfang berührte uns wie etwas Eigenes.

Zusammen brachten wir Frau Grete bis zum Tore ihres kleinen Anwesens, um sie dann ihrem Schmerz zu überlassen, den keiner von uns zu lindern wagte und auch bestimmt nicht konnte.

Mit schmalen Lippen schritt der Schulze an meiner Seite zum Dorfe zurück, denn Johann hatte sich draußen vor dem Dorfe angesiedelt, wo der Bach durch die Felder ging und der Wald die Gemarkung begrenzte. Mit seinem Stock stieß der Alte Löcher in die Erde, daß der Staub kurz aufwirbelte und doch kein Schall und kein Laut vernehmbar wurde. Aus dem zusammengepreßten Munde schien ein Stöhnen zu kommen oder ein Seufzen; vielleicht war es aber auch ein Fluch. Den Alten schien die ganze Sache mehr erregt zu haben, als ich zuerst denken mochte.

Endlich, als wir zu der Eiche kamen, die vor zehn Jahren für den Landrat gepflanzt worden war, schnappte er ein paarmal nach Luft, als sei er am Ersticken; dann aber fiel er wieder in das Schweigen zurück, das auch in den Zweigen der Pappeln hing und sich breit und schwer über das Land breitete. Schließlich fragte ich, um nur etwas gesagt zu haben und dieses Schweigen zu töten: „Und was wird nun?“

„Mit der jungen Frau und den Kleinen?“ fragte er müde.

Ich nickte stumm.

Da meinte er, daß ja der Vater des Johann noch lebe. Er sei zwar schon 92 Jahre alt, heiße sogar auch Johann, und sei noch so rüstig, daß er doch zuerst Trost sein könnte und vielleicht sogar Hilfe oder erste Unterstützung. Außerdem wolle er dafür sorgen, daß die junge Mutter vielleicht eine Rente bekäme, solange sie die Pflege und Erziehung der Kinder vor sich

habe. Das wisse er aber noch nicht genau und könne daher nichts versprechen, doch wolle er versuchen, was er bei den Behörden erreichen werde.

Dann aber schien es wieder, als fluche er still vor sich hin, denn auch sein Stock hieb wieder in das Erdreich, und diesmal klang es hohl und dumpf. Und schließlich trennten sich unsere Wege.

Der Schulze wohnte jenseits des Baches, unterhalb der Berglehne, auf der die Röhre als schwarz-weiße Punkte leuchteten und auf deren Höhe die Trümmer des „alten Schlosses“ grau und traurig herübergrüßten. Mein Weg führte dagegen noch eine geraume Zeit diesseits des Wassers entlang, entfernte sich dann nach links in die Wiesen und Felder und endete bei einem der alten, schönen Fachwerk-Bauten, die der Landschaft Gepräge und Eigenart verliehen.

„Waldfrieden“ nannte sich das Haus, zeigte oben einen schönen, alten, holzgeschnitzten Balkon und gehörte einem alten Oberforstrat, der bis vor kurzem im Dienste gestanden hatte. Der „Waldfrieden“ gehörte ihm zwar schon seit mehr als zwei Jahrzehnten, doch erst als er sich vor sechs Jahren in den Ruhestand versetzen ließ, war es ihm möglich, ständig hier zu wohnen. Da er aber die letzten Jahre seines Dienstes zum weitaus größten Teil am Schreibtisch hatte verbringen müssen, empfand er diese Rückkehr zur Natur als Erlösung und wahren, ehrlich verdienten Lohn.

Als ich jetzt kam, stand seine Gattin am Zaun, um einige letzte Rosen zu schneiden, wobei sie mit zitternden Fingern behutsam die Zweige auseinanderschob. Erst im letzten Augenblick bemerkte und erkannte sie mich; sogleich hielt sie mit ihrer Arbeit inne und fragte mit ehrlicher Teilnahme, wie die junge Frau Grete ihr schweres Schicksal trage.

So gut ich konnte, gab ich Auskunft, trat näher an die Sträucher heran, um der alten Dame behilflich und zur Hand sein zu können.

Inzwischen war Wichtel, der Dackel, auf mein Kommen aufmerksam geworden, begrüßte mich mit drolligen und lauten Sprüngen, und es dauerte nicht lange, als auch der alte Forstrat in grüner Joppe auf der Treppe erschien und langsam, aber rüstig und gerade zu uns herunterschritt.

Bald waren die wenigen Rosen geschnitten, da aber eine lebhaftere Unterhaltung aufgekommen war, blieb ich bei den beiden Ästen. So vergingen die Stunden schnell. Als die Lichter angezündet wurden, brach ich auf, um noch einmal nach Frau Grete zu schauen, die unter der ersten einsamen und trostlosen Nacht wahrscheinlich unsagbar leiden mochte.

Bei schwachem Mondenschein suchte ich langsam meinen Weg — wieder zum Bach zurück, an ihm entlang und den Rain hinaus, bis vor den Wald, wo mir rötlicher Lichtschimmer das Haus anzeigte.

Mit einfacher weißer Leinwand waren die kleinen Scheiben verhängt, da aber der Schirm der Lampe drinnen rot sein mochte oder braun, fiel ein warmes Licht auf die Blumen vor dem Fenster, auf den schmalen, sauberen Weg hinter der Hecke und auf einen Teil der umrankten Laube, die vor dem Hause stand.

Als ich klopfte, blieb es erst geraume Zeit still, dann schlürftes drinnen langsame und doch weiche Schritte. Die Tür öffnete sich gastlich und der Lichtschein einer brennenden Kerze fiel auf mich. Als der Alte mich erkannte, trat er zurück, bat mich einzutreten und schritt mit der flackernden Kerze voraus, die er in der Stube löschte, da auf dem Tisch die weinrote Petroleumlampe blakte. Ich sah mich um und fand Frau Grete auf das Bett gesunken, so wie sie von einer plötzlichen Ermüdung übermannt sein mochte. Neben ihrem Bett ein flacher Korb, in dem zwei winzige Köpfehen sich dann und wann traumhaft bewegten. Einen Augenblick blieb auch der Alte vor diesem Bild tiefen Friedens stehen, schaute unschlüssig auf diese drei Menschen, machte aber dann eine wie verneinende Handbewegung und schritt langsam zur Ofenbank, da die Racheln warm und behaglich waren. Mit einem Seufzer ließ er sich nieder und starrte dann lange Zeit wie in schweren Gedanken vor sich hin. Eigentlich war ich gekommen, um Rat zu geben und meine Hilfe anzubieten, nun aber kam ich mir überflüssig vor und fremd sogar, obwohl ich schon an diesem Tische gesessen hatte.

Aus der halblangen Pfeife blies der Alte dicke, blaue Wolken vor sich in die Luft, daß ich um die Lungen der beiden Neugeborenen besorgt war. Als ich ihm das sagte, sah er mich nur von der Seite an, als wollte er etwas ganz Verächtliches sagen, knurrte dann etwas Unverständliches vor sich hin und blies seinen Rauch weiter in die Stube.

Wieder trat eine breite Stille ein, in der nur das leise Atmen der drei Schlafenden zu ahnen war, dann richtete sich der Alte mit einem Ruck auf: „Da hat er nun eher weggemußt, als unsereiner . . .“

Dann sank er wieder in sich zusammen und war bei seinen Gedanken. Er schaute auf die schwarzgeräucherte Tür, aber seine Augen sprachen davon, daß er durch diese Tür hindurchsah und durch die Nacht der Viele und der Landschaft und eine Zeit vor seinen Blicken stand, die wir nur ahnen, aber nicht begreifen konnten.

Manchmal war es mir, als sei sein Denken in einer Vergangenheit, von der vielleicht nur sein welker, zahnloser Mund berichten konnte und die als großes, stolzes Erlebnis vor seiner Seele stehen mochte; dann aber wollte es mir wieder scheinen, als sei sein Geist schon in einer fernen Zukunft und mit dieser traurigen und trostlosen Gegenwart mit nichts mehr als einem welken, gebückten Körper verbunden.

Er hatte wohl nicht mehr die Absicht zu reden, denn ermüdet lehnte er sich gegen die lauwarmen Racheln des Ofens, schloß die Augen, um alles vergessen zu haben: die Nacht, das Haus, aber auch mich und Frau Grete. Langsam und leise schritt ich zur Tür, schloß sie hinter mir still und behutsam. Erst als ich im Dunkel den richtigen Weg fand, konnte ich schneller vorwärtskommen.

Der Mond stand jetzt die längste Zeit mit der Sonne zugleich am Himmel und war nun schon vollkommen gesunken und verschwunden.

Am nächsten Morgen stand ich im weißen Mantel im Atelier, ohne zu wissen, was nach Form rang und nach Gestaltung drängte.

Treue

Von Benno Hein*) †

Es war am 2. November 1927. Ich trete durch den Torbogen der Mauerumfriedung in den Friedhof ein, der an der Nordgemarkung der Stadt gelegen ist. Ich schreite über wohlgepflegte Gänge, flankiert von dichtbelaubten Bäumen und in die Erde gesenkten Kugelsträuchern. Auf den Revieren rechts und links, weit, bis das Auge den Plan verliert, nichts als Gräber, nichts als Ruhestätten, junger und alter, frischer und müder Menschenkinder.

Rechts in der Mitte des Planes in langen, militärisch geordneten Reihen kleine niedrige Steine mit Schildern, auf jedem „Russ. Sold.“ und dann nichts anderes mehr als der Name. Wie fremd muten sie mich an: Alexei Masarow, Coip Skutel, Fedor Aleksejew, Iwan Iwanow usw., reihauf, reihab!

Wer seid ihr? Woher kommt ihr? Gesund und frisch oder schon mit zerfahnenen Gliedern oder zerbrochener Seele? Von den Gräbern umschlossen, mitten in den strenggegliederten Reihen ragt ein Granitblock**) in wuchtiger Masse zur Höhe hinan, nach oben verzüngt, trägt er als Krone Waffen und Stahlhelm in Bronze. Auf der Stirnseite ist zu lesen:

Militum foederatorum
in exilio teutonico mortuorum
extremo vitae flatu patriae remotae memorum
milites foederati contubernales.

Eorum mementote fratres
memento domine!

MCMXIV — MCMXVIII

(Der verbündeten Soldaten, die in deutscher Gefangenschaft gestorben sind und noch beim letzten Atemzuge an ihr entferntes Vaterland dachten, Gebeine haben hier liebevoll beisetzen lassen die verbündeten Kriegskameraden.

Gedenket ihrer, o Brüder, gedenke ihrer, o Herr! 1914—1918).

Als ich die Reihen der Gräber weiter hinaufschritt, fesselte mein Blick eine Gruppe. Am Grabe eines der vielen Kriegsoffer stand in gebückter Haltung eine einfachgekleidete Frau und neben ihr kniete im Grase ein Knabe von ungefähr 12 Jahren. Wie kamen die an ein fremdes Russengrab? Die etwas eigenartige Kleidung führte mich auf die Vermutung, daß es russische Angehörige eines Toten seien. Neugierig trete ich näher. Da erheben beide ihre Köpfe. Die Frau war noch jung, aber ein harter, leidender Zug machte das einst schöne und frische Gesicht alt. Der Junge sah verwundernd schen zu mir hinauf.

*) Benno Hein ist am 24. Dezember 1934 von uns gegangen. Er war ein aufrechter Mann und ein guter Schlesier. Bekannt wurde er als Heimatschriftsteller, vor allem aber durch die Herausgabe der oberschlesischen Lesebücher.

**) Während der Besetzung Oberschlesiens haben das Denkmal die Engländer, Franzosen und Italiener setzen lassen.

„Ist der Tote hier ein Verwandter von Ihnen?“

Ich erwartete, gar nicht verstanden zu werden, und war daher überrascht, als ich in etwas unbeholfenem und hartem Deutsch von der Frau mit verlegenem Blick die Antwort erhielt: „Hier liegt der Vater meines Jungen — mein Mann!“

Ich verstand — reichte der Frau die Hand und sagte bewegt: „Arme Frau, auch ein Opfer des grausamen Krieges!“

Ein aufquellendes Weh erschütterte den jugendlichen Körper, sie weinte leise vor sich hin; ihr Junge sah mich böse an, als hätte ich seiner Mutter wehgetan, und strich mit der Hand begütigend über ihren Arm.

Als ich meine Verwunderung über die Kenntnis der deutschen Sprache ausdrückte, erklärte sie mir, daß sie jahrelang Dienstmädchen auf einem baltischen Rittergute gewesen wäre, wo man in der Familie meistens deutsch sprach.

Flößte ich ihr so viel Vertrauen ein oder war ihr Herz hier in der Fremde so voll, daß sie sich nach einer Aussprache sehnte, kurz, ich erfuhr ihre Lebensgeschichte.

„Als die russischen Heere im August 1914 nach Ostpreußen vorrückten, war eine Reservekompanie auch auf unser Gut einquartiert worden. Unter den Soldaten befand sich ein Milan Lazarewitsch. Ach Gott, was soll ich Ihnen erst weiter viel erzählen — ein Pope war nicht da — wir wurden halt so Mann und Frau. Aber versprochen hat er mir bei der Mutter Gottes von Kasan, mich sofort zu heiraten, wenn er wiederkommt. Nun zog er fort, und nach einigen Wochen wußte ich, daß ich ein Kind von ihm hatte.

Ich wartete.

„Er kommt wieder!“ jubelte es in mir. „Er kommt nicht wieder!“ bangte es in mir. So vergingen Woche um Woche, Monate um Monate. Ich vertraute mich meinen Eltern an, aber mein Vater wollte von mir nichts mehr wissen. Doch die Frau Rittergutsbesitzer erbarmte sich meiner. Ich durfte auch auf dem Gute bleiben, als der Junge da war.

Immer noch hoffte ich.

Viele kamen aus dem Kriege zurück, nur Milan nicht. Schon wollte ich an ihm zweifeln, da kam auf unser Gut ein Knecht, der auch bei derselben Reservekompanie gedient hatte. Von ihm erfuhr ich, daß Milan krank in deutsche Gefangenschaft geraten war. Bei allen Behörden forschte ich nach ihm. Der Herr Rittergutsbesitzer half mir dabei. Endlich wurde mir mitgeteilt, daß Milan Lazarewitsch in Beuthen OS. im Lazarett gestorben und dort begraben sei.

Nun sparte ich Monat zu Monat. Aber die Entwertung des Rubels machte stets das Ersparte zu nichts.

Da starben vor einigen Wochen meine Eltern; sie hatten sich mit mir noch vorher ausgesöhnt, und ich erbt ihr Häuschen. Das verkaufte ich und machte mich mit meinem Jungen nach Beuthen.

Ich will Milan mitnehmen. Waren wir im Leben so wenig zusammen, so soll er wenigstens im Tode bei mir sein. Ich nenne mich auch Frau Lazarewitsch, denn vor dem lieben Gott sind wir ja Mann und Frau!“ — Ich bot mich an, ihr bei dem Vorhaben der Überführung ihres Milan behilflich zu sein. Sie nahm es dankbar an. Doch als ich ihr einige Tage später — sie hatte sich in einem billigen Gasthause ein Zimmer genommen — die Summe nannte, die die Leichenüberführung nach dem weiten Rußland kosten werde, da war sie sichtlich bestürzt. Die Kosten gingen weit über ihr verfügbares Vermögen. Schmerzerfüllt dachte sie lange nach.

Plötzlich erhob sie ihr schmales Gesicht und sagte: „Wenn ich Milan nicht zu mir nach Rußland nehmen kann, dann bleibe ich eben hier bei ihm. Arbeit werde ich schon finden.“

Gegen diesen Beschluß war schwer anzukämpfen. Sie fand auch wirklich Arbeit auf dem in der Nähe von Beuthen gelegenen Gute Schomberg.

Regelmäßig kommt sie jeden Sonntag in die Stadt und besucht das Grab ihres Milan und verweilt dort den ganzen Sonntagnachmittag, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht ist.

Als ich ihr bei einer zufälligen Begegnung im Laufe des Gespräches eine mögliche Wiederverheiratung andeutete, da huschte zum erstenmal über ihr immer noch schönes Gesicht ein gewisses kokettes Lächeln, aber tapfer sagte sie: „Ich habe auch schon zu Hause mehrere Heiratsanträge bekommen — aber ich bleibe meinem Manne treu!“

Rinne, Regen, in die Blumen,
 Rinne, Regen, auf die Dächer,
 Meine Fraue hat geweint.
 Tränen müssen nun verstummen,
 Bald gefüllt sind alle Becher,
 Wenn der Himmel Regen weint.

Tröstung ist dein leises Singen
 Auf den Blättern, an den Scheiben,
 Rinne, Regen, rinne zu.
 Rede nur von tausend Dingen,
 Um das Leid ihr zu vertreiben.
 Rinne, Regen, ohne Ruh.

Rinne, Regen, in die Blumen,
 Rinne, Regen, auf die Dächer
 Leise, leise, nur nicht laut.
 Raum mehr Raum ist in den Brunnen,
 Und gefüllt sind alle Becher!
 Wann wohl lächelt meine Braut? —

Gerhard Ewald Rischka

Der Sternguder

Von Werner Arends

Zwölf Jahre mag es her sein, daß jener Alte*) die Augen schloß und seine letzte Fahrt antrat, die ihn für immer in die Nähe „seiner“ Sterne führte. Ich hatte, in jungen Jahren selbst für Sternenkunde hell begeistert, schon oft von ihm gehört. So war es nur zu selbstverständlich, daß mich an einem schönen Sommertag der Weg zu ihm führte.

Sein Haus, eine kleine Stelle, die von etwas Kleinvieh bevölkert wurde, liegt auf einem flachen Höhenzug, der sich den Ausläufern des Culengebirges vorschiebt. Es ist ein kleines Häuschen, Stall und Wohnräume sind zusammengebaut, und von den alten Feldsteinen des Mauerwerkes fällt der Lehm und Putz. Das Dach mußte schon oft erneuert werden, und die frische Teersicht glänzt in der strahlenden Julisonne.

Still ist es hier oben. Man hat einen weiten Rundblick über den großen Talkessel und die darin liegenden Ortschaften. Leise nur summen die Bienen und Fliegen, die an diesem herrlichen Tag munter umherschwirren.

Ich trete durch die niedrige Tür in den Hausflur und werde von den Angehörigen in die kleine Stube geführt. Dort, neben dem Ofen, sitzt in einem wackligen Korblehstuhl der alte Gebirgler und schaut durch die ihm gegenüberliegenden kleinen Fenster in die Weite der blauenden Luft. Das Samtkäppchen ist auf dem weißen Haupthaar etwas schiefgerutscht, denn immer nach kurzer Zeit des Wachseins sinkt sein Kopf zu einem kleinen Schlummer nach vorn und legt sich an die Seitenlehne des Stuhles.

So geht es auch mehrmals während meines Besuches, und ich fühle, daß ihn das Erzählen und Erinnern anstrengt. Ich wollte mich deshalb bald wieder verabschieden, aber der Alte ergriff meine Hände und drückte mich sacht auf den Holzstempel zurück.

Ich fragte ihn schließlich nach seinem Fernrohr, mit dem er während vieler Jahre den Dörflern die Geheimnisse des Himmels gezeigt hatte. Leider war mir schon wenige Jahre früher ein anderer zuvorgekommen, denn ich hätte es gern erworben. Dafür erzählte mir aber der Alte in abgerissenen, kurzen Sätzen von den Monden des Jupiter, wie sie um diesen fernen Planeten kreisen, von dem wunderbaren Ring, der um den Saturn gezogen ist, von dem stillen Schimmer der Milchstraße, dem Rometenschweif, der einst so drohend über dem Land stand, und all den vielen Wundern, die so ein Glas von etwa hundertfacher Vergrößerung dem nächtlichen Himmel entlockt. Dann sprach er von unserem Mond, seinen Gebirgen und Meeren, und plötzlich wurde sein Auge weit, eine kurze Pause trat ein, und er sagte mit fester Stimme: „und eene Lust, die hoat's halt duch uff'm Monde“. Man hatte es ihm oft abgestritten. Auch der Professor einer Großstadt, mit dem er

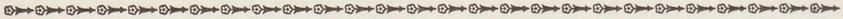
*) Nach einem Erlebnis mit dem alten Hillmer, einem verstorbenen Original von der Hobbegasse in Kaltwasser bei Wüstegiersdorf in Schlesien.

mehrmals gesprochen, hätte ihn nicht überzeugen können. Er bleibe halt dabei, denn „dar Schimmer, den ich asu mitunder gesohn ha, doas woar die Lufthülle“. Das war seine Entdeckung, wenn man so sagen will, und wenn er sie auch nicht näher zu beweisen vermochte, für ihn war es Wahrheit und feste Erkenntnis.

Ich saß noch eine Weile bei ihm, stumm und von jener Ergriffenheit erfüllt, die von der Stille dieser kleinen Stube mit ihren alten Möbeln und von dem tief und ruhig atmenden Alten auszugehen schien. Dann ging ich hinaus und wanderte den Feldweg zurück.

Ich war um ein Erlebnis alter Zeit reicher.

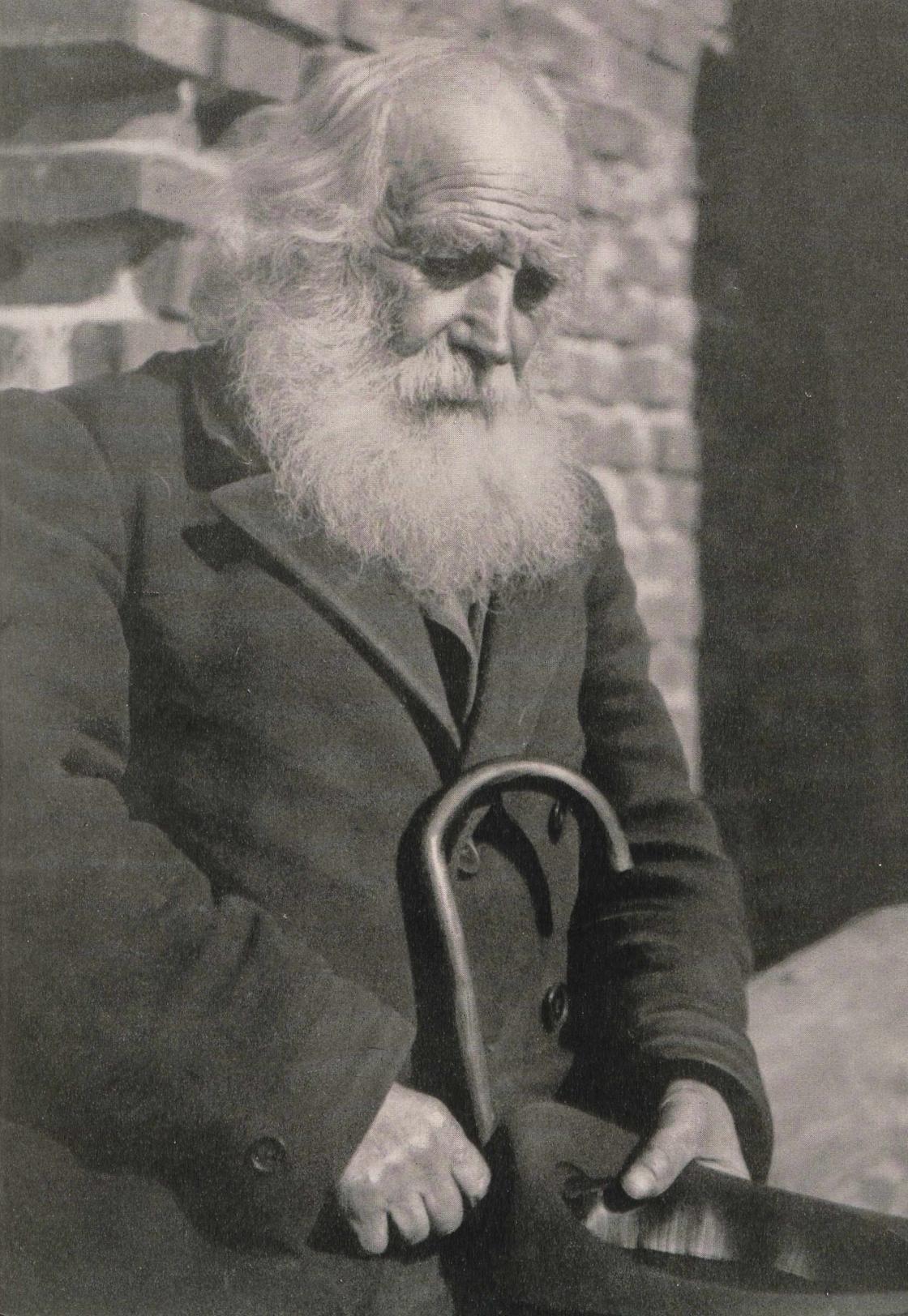
Immer, wenn mich der Weg einmal an dem kleinen Häuschen vorbeiführt, bleibe ich stehen, schaue in die Ferne und denke an diesen inzwischen verstorbenen einfachen Mann, der, frei von jeder Gelehrsamkeit und falschen Bildungsduselei, in seiner tiefen Naturverbundenheit den Geheimnissen der Sternenvwelt nachgesonnen hat. Für viele seiner Zeitgenossen war er der „verrückte Alte von der Hohgasse“ gewesen, denn sie lachten über seine nächtlichen Stunden am Fernrohr und konnten diese Einstellung nicht verstehen. Aber für viele war er auch ein guter Freund, der sie in die Wunder des Himmels einführte und in stiller, besinnlicher Stunde mit ihnen in weite Fernen träumte.



Frühe

Ganz früh am Morgen mußt du wachsam sein . . .
Noch schleiert Nebel Quell und Schlünde ein.
Noch stehn die Wolken, die den Rain umranden,
Müd' wie Gebete, die den Weg nicht fanden.
Noch staunt der Wald in Traum und Zorn,
Im matten Monde schwimmt das Korn.
Ein letzter Stern am Berg hängt kalt und blaß,
Die Herde träumt und brummt im nassen Gras,
Doch bald von ferne fährt die Welt
In Freuden auf . . . Hell' tönt der Grund.
Jedweder Ruf im riesigen Rund,
Jedweder Glanz wird Nam' und Mund
Für Den, der dich und mich erhält
In Freuden . . .

Will Kramp





Krüppelfirnen im Jergebirge

Isergebirgswinter

Von Bernhard Fischer

Zum 1. Februar wurde ich aus den unerquicklichen Verhältnissen eines sumpfigen, dumpfigen Dorfes der niederschlesischen Heide ins Gebirge versetzt. Am 31. Januar, abends 8½ Uhr, stieg ich in Steinwaldau aus dem Zuge. Schwärzeste Dunkelheit gleich hinterm Bahnhofsgebäude. Rasender Sturm und Schneewirbel, der mir das Atmen verschlug und mich leichtes Bürschchen fast davongeweht hätte. Endlich sah ich ein Gefährt stehen; es war ein Schlitten. Eine lange Gestalt, in der Finsternis kaum wahrnehmbar, sprach mich an: „Sein Sie der neue Lehrer von Sichtsloch?“

Wir stiegen ein, breiteten Decken über Knie und Füße, und ich fuhr mit dem Gemeindevorsteher in die schwarze Ungewißheit hinein. Wir sprachen wenig, weil wir beide nicht recht wußten, was wir sagen sollten, so daß ich froh war, daß das Sausen des Windes eine Unterhaltung fast unmöglich machte. Mit Beziehung darauf schrie mir der Gemeindevorsteher einmal ins Ohr: „Ridezahl ihs heute bies.“

Ich versuchte angestrengt, aber vergeblich, mein Wunschbild der letzten Wochen, den Gebirgskamm, zu erspähen. Das einzige, was meine Augen, nachdem sie sich auf die Finsternis eingestellt hatten, wahrnahmen, waren weite, grauschimmernde Schneeflächen. Dann schwanden auch diese. Der Schlitten fuhr in eine Art Stollen ein; das war der Wald. Ich blickte aufwärts; aber über uns war kein der Waldstraße entsprechendes helleres Himmelsband zu sehen; alles schwarz in schwarz . . . Später wieder Schneeweiten; dann die ersten Häuser, kenntlich nur durch die gelben Lichtflecke der Fenster im grauen Dunst des Schneegestöbers.

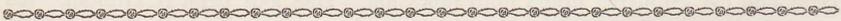
Jetzt bog der Schlitten scharf nach links um. Das war beim Kretscham. Es ging die Dorfstraße hinauf. Nun hielten wir vor dem Touristenheim. Eine Stunde hatte die Fahrt gedauert. — —

*

In dem Dorfe gefiel es mir bald gar wohl.

Vor allem war es die herrliche Landschaft, die zu betrachten und zu bewundern ich nicht müde wurde. Sie gab mir immer neue Reize preis. Zu Zeiten geriet ich bei ihrem Anblick in einen völligen Rausch der Begeisterung, dann wieder studierte ich ihre Einzelheiten mit einer Art wissenschaftlicher Pedanterie. Ich sah sie unter mir hingebreitet, wenn ich den Gipfel des Hirschsteins erstiegen hatte oder wenn ich, aus dem Walde tretend, an der Christwiese oder am Zehrbrunnen bei Förstel, an der Stelle, wo einst die Klausen eines frommen Einsiedlers stand, meine Schritte vor Entzücken hemmen mußte. Ich sah sie vom Steinwaldauer Mühlendorf aus mit der gewundenen Häuserschlange des Unter- und Mitteldorfes, dem dreireihigen Oberdorf und den verstreuten Einzelhütten sanft und lieblich gewellt vor mir ansteigen oder, wenn ich durch den hohen Schnee des Siedreiner Butterfäßels watete, steil und wipfeldüster

über meinem Kopfe emportrotzen. Ich sah sie im prasselnden Mittagssonnenlicht und im reinen Glanze des Vollmondes und des Sternengewimmels, durch die Schraffen der Regenschauer hindurch und im wallenden, verhüllenden Nebelkleide. Ich hatte über mir den blaßblauen Frühhimmel mit quellenden Rosenwölkchen im Osten, die straffgespannte, blankblaue Kuppel eines sonnigen Frosttages und die niedrighängenden, wehenden und flatternden Wolkentücher mürrischen Trübwetters. Manchmal schwiegen die hohen Fichten zu beiden Seiten des flaumigen Weges regungslos und feierlich, kühl und fremd, man sah tief, tief hinein in den blitzsauberen Irrgarten ihrer tausend Stämme und unberührten Schneeegründe; es dünkte einen unmöglich, daß sich in diesem Bilde ewiger Unveränderlichkeit etwas rühren könne, und es war daher ein seltsam erregendes, unstatthaft erscheinendes Ereignis, wenn von einem Zweiglein sich plötzlich eine kleine Schneelast löste und zu Boden rieselte. Manchmal aber schwankten die Baumwipfel schwer wuchtend unter dem Zupacken der Sturmklauen, die sie beugen und knicken wollten; sie trotzten dagegen, stöhnten und knarrten vielstimmig, schlugen mit tausenden Ästen um sich, schüttelten zornig ihre weißen Pelze ab. Von rasendem Flockenwirbel umbrandet und geblendet, stampfte ich keuchend und schwitzend durch die Schneehügel, und von rückwärts an mir vorüber, den flachen Buckel des Rinnehüfels oberhalb der Kreuztanne hinauf, hasteten undurchsichtige Staubschneewehen, der Orkan pfeifend und johlend hinter ihnen drein. Vom Rücken her überfiel mich ein naßkalter Spuk und warf mir ein graues Tuch über, so daß ich keine zwei Schritte mehr weit sehen konnte. Das war dann die böse Isergebirgswolke, die oft Schlimmes gegen mich im Schilde führte, ohne daß es ihr je so recht gelang. Immer wieder nahm ich den Kampf mit den wilden Stürmen und den Staubschneewehen auf. Es zog mich hinaus und hinauf auf die Berge, denn schön ist der Isergebirgswinter!



Weißer Wald

Wie anders hat der Wald	Wenn Wind sprang wild
Mich heute angerührt.	Ihn an, flog eine Wolke auf,
Nicht stand er stiller je	Und wie Kristalle fiel
Und strahlender, war mir.	Und Klang es von ihm ab.

Wo ein weißer Weg
 Lief im Lärchenlicht,
 Mocht' der Liebe Letztes
 Lauter sein erfüllt.

Ernst Günther Bleich

Horst Wessel zum Gedächtnis

† am 23. Februar 1930

Als Deutschland noch im müden Dunkel lag,
warst du schon Held in deiner jungen Blut.
So trugst du deine Fackel in den neuen Tag,
in ihrem roten Feuer leuchtete dein Blut.

Dein Blut verrann in starker Zübersicht.
Die Fackel Deutschlands aber schien verlohnt.
Da floß aus Ewigkeiten Purpurglanz und Licht:
Aus deinem Blut erglomm das deutsche Morgenrot.

Leonhard Hora

Sprüche und Gedanken

Von Erich Tessler

Ein Allzuoft, ein Allzuviel, verleidet oft das schönste Spiel.

*

Für das Leben gilt das gleiche wie für die Grammatik: Kurze Sätze! Öfter einen Punkt machen! Atempause! Neuer Absatz!

*

Nicht die Tiefe, sondern der Schlamm macht das Wasser trübe.

*

Ein Erlebnis wird erst dein eigen, wenn du kannst darüber schweigen.

*

Der Abend soll erleben, was wir am Morgen erstreben.

*

Wir schimpfen über das schlechte Wetter und meinen unsere guten Kleider.

NS.-Kulturgemeinde

Die NS.-Kulturgemeinde und ihre Sonderveranstaltungen

Die „NS.-Kulturgemeinde“ — hervorgegangen aus der „Deutschen Bühne“ und dem „Kampfbund für Deutsche Kultur“, zwei vielumstrittene nationalsozialistische Organisationen, die sich redlich um die Erneuerung und Erhaltung der deutschen Kunst mühten, beginnt sich immer mehr durchzusetzen und wird in weitesten Kreisen der deutschen Volksgemeinschaft bekannt.

Zugegeben, die „Deutsche Bühne“ war ein Begriff, aber die „NS.-Kulturgemeinde“, ist heute bereits eine Form, ist objektiv betrachtet die Rundgebung des kulturellen Willens in der nationalsozialistischen Bewegung.

Die „Deutsche Bühne“ in Breslau war sich von Anfang ihres Bestehens darüber klar, daß sie nicht nur als Besucherorganisation ihre Aufgaben erfüllen sollte, sondern daß ihre Arbeit ebenso stark auf andere Veranstaltungen, wie Konzerte, Ausstellungen und Vorträge gerichtet sein mußte.

Vor ungefähr drei Jahren unternahm in Breslau ein kleiner Kreis von nationalsozialistischen Künstlern und Organisatoren den Versuch, eine neue Form in den politischen Kampf zu bringen, nämlich das Ringen um deutsche Kultur und deutsche Kunst. Unter dem Titel „Vereinigung für deutsche Kultur“ begann man in Breslau mit deutschen Morgenfeiern eine Gemeinde zusammenzuschließen, die dann größtenteils in der „Deutschen Bühne“, der nationalsozialistischen Besucherorganisation ihre einstweilige Erfüllung fand. Mögen einige Teile dieser Morgenfeiern nicht ganz dem Sinn entsprechen haben, den man erwartete, so

wurden die späteren jedoch in steil ansteigender Kurve zu wirklichen Erlebnissen, aus denen der Nationalsozialist neu gestärkt in den Alltag zurückging. Besonders denke ich hier an die erhabene Goethefeier, die im Gegensatz zu den Goethefeiern des Jahres 1932, die insbesondere den kosmopolitischen Goethe herauszustellen suchten, das Urdeutsche im Goetheschen Werk anklingen ließ.

Die Aufgaben, Sonderveranstaltungen durchzuführen, übernahm kurze Zeit lang der „Kampfbund für Deutsche Kultur“, der im vergangenen Jahr neben einem Konzert schlesischer Komponisten und einer großen Rundgebung mit Alfred Rosenbergs, eine große Kunstausstellung zeigte.

Die „NS.-Kulturgemeinde“ hat nunmehr diese Aufgabengebiete vom „Kampfbund für Deutsche Kultur“ mit der Organisation „Deutsche Bühne“ übernommen. Der Breslauer Ortsverband der „NS.-Kulturgemeinde“ hat in diesem Winter bereits mehrere Veranstaltungen in erfolgreichster Art und Weise gezeigt.

Am 11. Oktober 1934 führte die „NS.-Kulturgemeinde“ die 9. Symphonie von Ludwig van Beethoven im großen Konzerthaus auf. Wer diesem Konzert beigewohnt hat, fühlte den großen Unterschied zwischen den üblichen Konzerten und Veranstaltungen und den Veranstaltungen der „NS.-Kulturgemeinde“. Nicht allein die gute Leistung an sich ist ausschlaggebend, sondern ebenso sehr der Wille des Künstlers zur Leistung und die dankbare Aufnahme einer Gemeinde, die mit dem Wachsen und Werden der Künstler mitlebt.

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde

Tretet ein in den Werkring od. die Theater- u. Konzertgemeinde

Anmeldungen

nimmt für Breslau die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstraße 49 (Laden) entgegen.

Beitrittserklärungen

aus anderen Orten sind direkt an die einzelnen Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde zu richten, die in jeder größeren schlesischen Stadt vorhanden sind.

Eine in ihrer Art ganz anders geartete Veranstaltung war der Abend „Ungarn singen und tanzen“, der in Verbindung mit dem Breslauer Verkehrsverein und der Städtischen Straßenbahn ermöglicht wurde. Dieser Abend machte die Besucher der „NS.-Kulturgemeinde“ mit dem volkstümlichen und künstlerischen Ausdruck eines Nachbarvolkes bekannt. Mit welcher Freude andererseits unsere Gäste an dieser Veranstaltung teilgenommen haben, bewiesen ihre kindlich zum Ausdruck gebrachten Äußerungen. Man muß miterlebt haben, mit welcher Begeisterung diese Menschen vor die deutschen Besucher traten und mit welcher Freude sie nach ihren Darbietungen, die mit stürmischem Beifall bedankt wurden, von der Bühne kamen.

Am 20. November 1934 ehrte die „NS.-Kulturgemeinde“ die Helden des Weltkrieges und die Gefallenen der nationalsozialistischen Bewegung durch eine Heldengedenkfeier. Zu dieser Gedenkfeier hat die „NS.-Kulturgemeinde“ das Werk des Breslauer Komponisten Max Pabst: „Ich hatt' einen Kameraden“ zur Uraufführung erworben. Damit hat die „NS.-Kulturgemeinde“ ihre Aufgabe, junge Künstler zu fördern, zu lösen begonnen. Als zweites großes Werk erklang das „Requiem“ von Max Regner.

Am 8. Januar 1935 hatte die „NS.-Kulturgemeinde“ den bekannten Kammer Sänger Marcel Wittrich mit einem Pieder- und Arienabend zu Gast. Auch dieser Abend bewies die Geschlossenheit und die Beliebtheit, mit der von Tag zu Tag die „NS.-Kulturgemeinde“ mit ihren Veranstaltungen Breslau eroberte.

Am 20. Januar 1935 zeigt die NS.-Kulturgemeinde in einer öffentlichen Morgenveranstaltung im Gerhart-Hauptmann-Theater die Leistungen einer Arbeitsgemeinschaft Breslauer Tänzer und Tänzerinnen und am 25. Januar wird sich die „NS.-Kultur-

gemeinde“ zu einem Kammerkonzertabend mit Werken zeitgenössischer Komponisten vereinigen.

Als weitere Veranstaltung ist besonders die Aufführung des Oratoriums von Josef Haydn „Die Schöpfung“ anzuzeigen, das am 31. Januar im großen Konzerthausaal zu Gehör gebracht wird. Ferner ist für den 13. Februar Zino Francescatti, ein für Breslau noch unbekannter Geiger, verpflichtet. Am 14. Februar gastiert die Tanzfestspielgruppe Günther-Lex mit ihrem inzwischen berühmt gewordenen Programm „Klänge und Gesichte“.

Als diesem reichhaltigen Programm, das die „NS.-Kulturgemeinde“ bisher abwickelte, ist die Vielfältigkeit der Arbeit ersichtlich, die neben Schwierigkeiten, die aus alten Verpflichtungen entstanden sind, doch zu vollster Zufriedenheit gelöst worden ist.

Von Tag zu Tag wächst die „NS.-Kulturgemeinde“ und damit wird auch das Arbeitsgebiet, das ihr vom Beauftragten des Führers für kulturelle Arbeiten, Alfred Rosenberg, gewiesen ist, vergrößert. Die Veranstaltungen der „NS.-Kulturgemeinde“ sind aber nicht, wie so häufig erklärt wird, allein nur für Mitglieder da, sondern sie stehen jedermann zum Besuche offen. Daß die Mitglieder der „NS.-Kulturgemeinde“ eine gewisse Bevorzugung durch Preisermäßigung usw. erfahren, ist selbstverständlich. Wir fordern hier an dieser Stelle alle Kreise auf, sich rasch und bald der „NS.-Kulturgemeinde“ in irgendeiner Form anzuschließen, sei es durch Beitritt zum Theater- oder zum Werkring. (Näheres über den Werkring siehe im Januarheft der „Schleischen Monatshefte“.)

Wir wollen die Erneuerung des deutschen Menschen und ringen um seine deutsche Seele. Wir wollen aber auch das deutsche Werk und damit das Deutschtum an sich.
F. Mit.



Otto Brandt

Am Ohlauufer 18
bekannt für **Möbel**
wirklich gute

Verwechseln Sie mich nicht mit der Jüdischen Möbelfirma gleichen Zunamens, aber anderen Vornamens!

Der schlesische Rundfunk

Wo ist die Unterhaltung?

Von Dr. Alfred Mai

Leiter der Abteilung Unterhaltung am Reichsfender Breslau.

Die neue Organisation des deutschen Rundfunks errichtete im Sommer dieses Jahres an jedem deutschen Sender eine ganz neue Abteilung: Unterhaltung.

Sie will Freude spenden und vor allem den arbeitenden Volksgenossen in ihren Feierstunden Entspannung geben, sie unterhalten. Unterhaltung! — Ein Begriff, der sich sehr leicht her sagt, ein Wort, das beim Aussprechen keine Mühe macht und das man von früher her kennt. Aber gerade wegen der letzteren Tatsache hat es mit der Unterhaltung seine eigene Bewandtnis. In diesem Punkte setzt für die Funkleute die Schwierigkeit ein.

Unterhaltung war vor dem 30. Januar 1933 etwas durchaus anderes als es heute sein kann, das ist klar. Vor der deutschen Revolution Adolfs Hitlers waren Theater, Film, Kabarett und Rundfunk in den Händen der jüdischen Stimmungsmacher. Diese Leute, die ohne innere Beziehung zum deutschen Volk auf ihren Brettern standen, Humor verzapften, raffinierte Witze machten und die deutsche Art bewußt parodierten und lächerlich machten, arbeiteten nur für eine sogenannte geistige Oberschicht, die zur Führung des Volkes nicht berechtigt war. Man verdarb im Kabarett sein Publikum, soweit daran noch etwas zu verderben war. Man verkitschte die Zuschauer in den Kinos und man führte in den Theatern dem Publikum eine verlogene bürgerliche Welt oder marxistische Paradiese vor. Der damalige Rundfunk unterstellte sich diesen Instituten, indem er es ihnen nachmachte. Er begriff nicht, daß er etwas ganz Neues war, eben — wie wir es heute erkennen — das größte Propagandainstrument der Zukunft. Er übernahm von Film, Theater und Kabarett Formen und Inhalte, friierte sie etwas zurecht und machte eine Sendung daraus, die ebenfogut hätte fortbleiben können. Wenn der Rundfunk damals schlafen gegangen wäre, hätte kein Mensch etwas von seinem Verschwinden gemerkt.

Nehmen wir ein Beispiel aus der damaligen Unterhaltung: die Conférenciers oder An-

Jäger, die man sich vor das Mikrofon holte, um sie den Hörern ihre Witze erzählen zu lassen, wären wieder an ihre Kabarett zurückgegangen und hätten an dieser Wirkungsstätte, zu der sie eigentlich gehörten, weiter schwätzen können. Der Ort ihrer Betätigung wäre eben wieder der alte gewesen. Das Volk aber hätte nichts vermisht.

Die Zeiten haben sich geändert. Aus diesem Volke sind die neuen Führer hervorgegangen und arbeiten daran, aus dem Leben dieses Volkes, das heißt: aus der Quelle des deutschen Volkstums heraus neue und wesentliche Formen zu finden. Der Rundfunk, vom Nationalsozialismus in seiner ganzen zukünftigen Größe und Bedeutung, in seiner neuen Gesetzmäßigkeit erkannt, tritt mit einemmal an die Spitze. Es muß immer wieder gesagt werden: Der Rundfunk dient dem ganzen Volke.

Er kann sich deshalb mit seinen Sendungen nicht an einzelnen Schichten oder Gesellschaftsklassen (wie man früher sagte) oder einzelne Berufsstände wenden, er sieht nur das Ganze. Er kennt als Ganzes nur Volk und als Teil nur Volksgenossen. Die Leute, die also im neuen Organisationsplan des deutschen Rundfunks für die Unterhaltung dieses Volkes zu sorgen haben, müssen alle miteinander aus diesem Volke kommen. Das heißt, sie müssen den Typ des politischen Soldaten verkörpern, müssen alle miteinander aus diesem Volke kommen. Das heißt, sie müssen den Typ des politischen Soldaten verkörpern, müssen Gemeinschaftsmenschen sein, damit sie Sinn und Richtung im Leben des Volkes und im Wesen gesunden Volkstums erkennen. Ihre Arbeit ist tatkräftige Umsetzung und praktische Gestaltung völkischen Lebens. Von diesem Standpunkt aus muß Unterhaltung gesehen werden und von der Gesinnung heraus ist an die Arbeit heranzugehen.

Da wir heute Volksgemeinschaft vor Augen haben und immer nur den einfachen, das heißt in seiner menschlichen Existenz gesunden Volksgenossen vor Augen haben, kommt es uns nicht darauf an, durch gebrin-

akrobatische Mätschen, durch artistische Raffinesse den Effekt zu haſchen und unſere Hörer zu verblüffen. Wir lehnen Senſation ab.

Es gibt ein Schlagwort: „Erlaubt iſt, was gefällt“. Dieſes Wort entſtammt dem Zeitalter des Liberalismus. Wenn es ſich die Spießbürger vor ſoundſo viel Jahren bieten ließen, nach dieſer Parole behandelt zu werden, gut — ſo war das ihre Sache. Wenn ſich ein jüdiſcher Romiker (Humor bei Seite) alles zu ſagen erlaubte, was ihm gefiel und es ſich ſeine Zuhörer gefallen ließen, ſo können wir das heute nur bedauern. Wir können es aus der vergangenen Zeit verſtehen, werden es aber nie verzeihen. Unanſtändigkeit bleibt Unanſtändigkeit, wenn man ſie auch hiſtoriſch deuten kann. „Erlaubt iſt, was gefällt“, dieſer Satz hat bei uns ſeine Berechtigung verloren. Wir ſagen: erlaubt iſt das Geſunde, das Einfache, das Anſtändige. Erlaubt iſt immer der echte Humor. Ein Wiß, ein Wort kann derb ſein, darf aber nicht verletzen. Unterhaltung mußte früher immer dazu herhalten, Abladeplatz für geiſtigen und moralischen Schmutz zu ſein. Es iſt aber kein Menſch auf den Gedanken gekommen, daß in dem Wort Unterhaltung der Begriff „Haltung“ drinſteht.

Es war für die gute bürgerliche Geſellſchaft typiſch, daß im offiziellen Teil beſſere Herren ſich der Aufforderung, einige Wiße zu erzählen, dadurch entzogen, daß ſie behaupteten, keine zu kennen. In Wirklichkeit konnten ſie ihre Schweinereien nur nicht erzählen, da ſie ſich ſonſt vor den anweſenden Damen eine moralische Blöße gegeben hätten. Dieſe Tatſache iſt ſcheinbar eine Anekdote, aber in Wirklichkeit eine graußige Charakteriſierung der verfloſſenen Epoche. Die Haltung jener Zeit war nur äußerliches Renommée.

Der politiſche Soldat Adolf Hitlers verſchichtete auf das Renommée, das ja für ihn nur Tarnung und Heuchelei bedeutet. Wir erkennen heute nur die innere Haltung an, die ſich nach außen als zielbewußte

energiſche Arbeit am Volke zu erkennen gibt. Der Begriff Unterhaltung wird von uns in dieſem edelſten und reinſten Kern gedeutet: Entſpannung und Freude für die Hörer.

Dieſen grundsätzlichen Erörterungen zuſolge iſt die Arbeit der Rundfunkunterhaltung ungeheuerlich. Wir kennen das Ziel und wiſſen den Weg. Das Schwierigſte iſt augenblicklich, die Mitarbeiter und Künſtler zu finden, die unſere Ideen im Sinne des Volkes und des Volkstums durchführen können. Es geht uns heute ſo wie jenem Mann aus dem Altertum, der am Tage mit der Laterne Menſchen ſuchen ging. Wir ſuchen heute die jungen Kräfte aus dem Volke, die unverbildet und inſtinktiv die Sehnuſt ihrer Volksgenossen nach wahrer, reiner Freude erfüllen können. Wir haben in den letzten Wochen unſere Hörerſchaft einmal ſelbſt aufgefordert, uns luſtige Erlebnisse aus ihrem Leben einzufenden, um aus den beſten Einſendungen einen luſtigen Abend zuſammenzuſtellen. Erfreulicherweiſe hat die Hörerſchaft uns nicht im Stich geſaßt. Hunderte von Briefen ſind eingelaufen — mehr, als man vorher annehmen konnte. Dieſe Aktion bedeutet, daß der neue deutſche Rundfunk ſeinen Weg mit den Hörern gemeinſam gehen will, daß er ſich hier alſo neue Formen der Unterhaltung mit ſeinen Hörern gemeinſam erarbeiten will. Gerade die Leute von der „Unterhaltung“ ſind ſich in erſter Linie deſſen bewußt, daß ein hoch literariſches Kabarett für den Hörer nichts bedeutet, daß bei jeder Sendung und bei jeder Veranstaltung es nur darauf ankommt, das Volk zu erfassen und ihm dort, wo es notwendig iſt, die wahre Unterhaltung zu ſchenken.

Das iſt unſere Meinung und unſer Weg: ausgehend von der Idee des deutſchen Volkes. In Werkgeſamſchaft mit den Volksgenossen gelangen wir (unter Ablehnung des Riſikos) an das Herz unſerer Hörer. Wir wollen einfach und ſchlicht ſein, wie es dem Weſen des deutſchen Arbeiters entſpricht.

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agneſſtraße 10 / Ruf 279 39

J a h r e s b e i t r a g 2.— R M.

Die Mitglieder des H.-V. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

Theater

„Der Herrscher“

Komödie von Harald Bratt — Uraufführung im Lobetheater

Bühnenwerke, — es ist dabei ganz gleich, ob es sich um Komödien oder um Schauspiele handelt — die ein Problem aufrollen, stellen sich von vornherein auch die peinliche Aufgabe, diese Probleme lösen zu müssen. Nun aber hat bisher die Erfahrung gelehrt, daß der größte Teil der Autoren, die sich Probleme stellten, an den eigenen Problemen gescheitert ist; sie waren plötzlich nicht mehr imstande, das einmal entfesselte Problem, die einmal entfesselte Welt zu meistern, und Problem — und Weltbild wuchsen ihnen jämmerlich über die Köpfe. Ganz bescheiden gesagt: So geschehen auch bei Harald Bratt. Im wesentlichen erhebt sich die Frage, haben wir, die mit ganz besonderem Vorzug die Wirklichkeit dieses Lebens spüren mußten, etwas mit konstruierten Problemen zu tun?

Nein!

Ich glaube vielmehr, daß wir Heutigen, die für alle Dinge bewußt die einfachste Formel suchen, alles Komplizierte durch Einfachheit enträtseln und alles intellektuell Emporgeschossene, um es wieder natürlich werden zu lassen, bis zum Primitiven zurückführen, das lebendige Leben und die natürliche und logische Entwicklung seiner Kräfte wollen. Wir wollen — von unserer Zeit aus gesehen — die unheimlichen Kräfte, die das Leben im Menschen auswirken läßt, so wie seine logische Willkür kennenlernen, um dann besser das Leben, sein Gesetz und seinen Sinn begreifen zu können. Aber kaum dürfte dieses mit einem konstruierten Problem möglich sein.

Daß Bratt in seinem „Herrscher“ konstruiert, bedarf wohl kaum noch einer besonderen Versicherung. Diese Konstruktion geht sogar so weit, daß ein seriös ergrauter Präsident sein mühsam aufgebautes Werk (seine „Serien vom Ich“ sind ebenfalls nicht glaubhaft genug) boshafterweise verschenken und seine Privatsekretärin zur Geliebten (?) ernennen muß. —

Wir sehen also: Konstruiert! Ja, man kann von diesem Stück sogar sagen: Ohne Konstruktion kein Problem. Damit aber wird das mühsam aufgerollte Problem von selbst hinfällig und — überflüssig!

Sollen wir uns ernstlich mit Problemen beschäftigen, die erst konstruiert werden müssen und somit von selbst hinfällig sind? Es

wurde schon gesagt: Nein! Wir zerbrechen uns die Köpfe nur, wenn uns Probleme von der Wahrheit gestellt werden. Man kann mir nun leicht entgegenhalten, Bratt tat dieses alles nur, um das gereifte Alter einer revolutionären Jugend gegenüberzustellen.

Wird dieses vermeintliche Problem aber nicht von selbst illusorisch? Denn kommt die ganze Gegenüberstellung nicht auf etwas weit anderes heraus, nämlich auf die belanglose Frage, wer von beiden die besseren Geschäftsnerven hat? Verzeihung! . . . Die besseren Geschäftsnerven überlassen wir aber gern dem seriös ergrauten Alter, denn es hatte schon in der Zeit des Liberalismus etwas damit zu tun.

Und nun noch ein kleiner Konstruktionsfehler. So schnell streckt die Jugend nicht die Waffen. Entweder verfährt sie etwas bis zur Selbstvernichtung oder sie — rettet es. Weichliche Kompromisse liebt sie heute nicht mehr. Allerdings ist dieses Direktorium (der Revolutionär Dr. Bernart setzt ja plötzlich aus, sein eigentliches Wollen erfährt man nicht mehr) auch keine revolutionäre Jugend, sondern vielmehr, wie der dritte Akt bewies, ein Kabinett dummer — zum Teil älterer, zum Teil jüngerer — Jungen.

Trotz dieser problematischen Atmosphäre, zeigt sich, daß Harald Bratt im braven Handwerk der Theaterkunst viele Erfahrungen gesammelt hat. Gegenüber seinem „Seine Exzellenz, der Narr“ besitzt der „Herrscher“ einen unerhört geschickten Aufbau und einen ebenso feinen Dialog. Ja, auch die beliebten Effekte fehlen nicht. Man denke nur an den Schluß, jedem Komödiendichter muß das Lustspielherz lachen. Auch ist die gespielte Fassung gegenüber dem ersten Bühnenmanuskript eine weit bessere. Hans Tügel, der diesem problematischen Kind den ersten Segen gab, hat es sicher nicht leicht gehabt. Bestimmt hat er an dem schneidigen Spiel einen großen Anteil. Aber war es nicht möglich, Herrn Direktor Bluck in seinen Konfektionsjünglingsallüren, den der würdige und erfahrene Präsident in Wirklichkeit schon hundertmal zum Teufel gejagt hätte, zu bändigen?

Vom Publikum bleibt zu sagen, daß es sich recht nett erfreute. Und die, die noch hernach kommen, werden sich auch nicht langweilen.

Rurt Paqué

Bernhard Wilm, der Dichter des „Goldmacher Michael“

Das Stück entstand unmittelbar unter dem Eindruck des furchtbaren Kriegserlebens. Es zeigt den heroischen Kampf des gewaltigen Deutschen Reiches und es wurde aus diesem Grunde von dem Juden Mackauer zur Auf-führung abgelehnt, mit der Begründung, daß es eine Verherrlichung Deutschlands sei und daß man etwas Verartiges nicht aufführen könne. So geschehen im Sommer 1918 an einem staatlichen Theater zu Berlin.

Seitdem liegt dieses deutsche Drama ver-staubt und unbekannt im Schub des Dichter-schreibstisches und wartet auf den Tag, der es vor die Öffentlichkeit bringen soll.

Oben auf dem Saalberg, mitten in den Vor-bergen des Riesengebirges, wohnt Bernhard Wilm, der Dichter des „Goldmacher Michael“, der seinen Weg mit Stehr, Carl Hauptmann und Bölsche begann, der aber von den Juden totgeschwiegen wurde, da man seine deutsche Seele und sein deutsches Wollen erkannt hatte. Gleich seinem nieder-schlesischen Landsmann Eberhard König stürzte man sich wie eine Meute auf ihn und hat es wie bei König erreicht, daß er un-bekannt blieb und nur von wenigen geachtet und verehrt wird.

Bernhard Wilm ist grau geworden in diesem Warten auf den Tag, der ihm und seinem „Goldmacher Michael“ Erfolg bringen soll; und wer heute diesem weisen und edlen Mann gegenübersteht, der fühlt all die Not und Entsaugung, die sich in seine Seele hinein-gekerbt haben. Der fühlt aber auch — und das ist das Beglückende für uns Jungen — die Jugend und das Feuer, die diesem leben-digen und lebhaften Geist inne sind.

Ihren Anfang nahm die dichterische Lauf-bahn B. Wilms mit dem Volksstück „Streuselkuchen“, das das Drama um eine schlesische Gebirgler-Familie aufzeigt und dabei zu einer dramatischen Steigerung kommt, wie man sie kaum für möglich halten würde.

Das kleine Werk: „Vom Gott und Teufel im Menschen“ zeigt den Dichter als fein-sinnigen Denker, dessen Gedanken über den Alltag hinaus- und dessen Fühlen in die menschliche Seele hineinführt, ganz so, als gäbe es für ihn keinen Materialismus, der unsere Zeit zu vernichten drohte.

Das Hauptwerk in der Dichtung Bernhard Wilms ist und bleibt der „Goldmacher Michael“, dessen Aufführung für

die deutschen Bühnen einen un-endlichen Gewinn bedeuten würde.

In Gestalt der Personen eines schlesischen Gebirgsdorfes wird die deutsche Geschichte gezeigt und die Vorgeschichte des Welt-krieges dramatisch-symbolisch wiedergegeben, so daß diese zeitlose Gestaltung der deutschen Geschichte — und darin liegt das dichterisch Geniale — machtvoll und packend wird. Erschütternd — real und prophetisch zugleich, wie Deutschland (in Gestalt des Goldmachers Michael) von seinen Nachbarn beneidet und vernichtet werden soll und wie Michael — nachdem er im letzten Augen-blick zur rettenden Selbsthilfe greift — sich doch siegreich über die anderen erhebt, die letzten Endes doch die Leidtragenden des heraufbeschworenen Unglücks sind.

Mit geradezu erstaunlicher Gewißheit und Bestimmtheit sagt dieses 1916 entstandene Drama, Deutschlands Zukunft und die seiner Nachbarn voraus, so daß wir heute noch — 20 Jahre nach Kriegsausbruch — die letzten Spuren mit Interesse verfolgen können.

Aber selbst, wenn man dieses Drama ohne jede Symbolik aufführen oder in Szene setzen würde, so wäre damit eine deutsche, gesunde und wertvolle Bauertragödie auf die Bretter gekommen. Nichts aber wäre be-zeichnender für Wilms Schaffen, als eine solche Aufführung, da er seine Laufbahn in den 90er Jahren selbst auf der Bühne be-gann.

Unmittelbar nach dem Kriege aber, in den Jahren 1918 bis 1920 entstand eine neue Arbeit über „Das menschliche Wirtschafts-problem“, die als ein Grundpfeiler des nationalsozialistischen Staates angesprochen werden könnte, wenn sie nicht — wie noch vieles, vieles andere — im Schreibstich des Dichters geblieben wäre, bis sich jetzt die Jugend daran machen muß, für diesen Dichter einzutreten, nachdem eine allzu liberalistische Zeit nur Achselzucken und ein mitleidiges Lächeln für diesen Dichter und sein Werk hatte.

Daß sich die deutsche Jugend für diesen schaffenden Schlesier einsetzt, ist für jeden selbstverständlich, der, wie ich, in wochen-langer Zusammenarbeit diesen Denker und Menschen kennen- und schätzen gelernt hat. Hoffentlich gelingt es recht bald, ein Un-recht wieder gutzumachen, an dem — wie auch im Falle Eberhard König — die Juden in Presse und Bühne ein nicht geringes Ver-dienst haben. Walter Appel.

Schrifttum · Buchbesprechung

Das Deutschtum in der Slowakei

Unter den Schriften des Breslauer Osteuropainstituts ist jüngst eine Arbeit erschienen, die unter den verschiedensten Gesichtspunkten der Beachtung gerade in Schlesien sicher sein darf. Hans Raser hat in seinem Buche „Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums“ (Schriften des Osteuropainstituts in Breslau, Neue Reihe Bd. 2, Verlag Priebe'sches Buchhandlung Breslau 1934) einen Teil seines in langjähriger Sammelarbeit zusammengetragenen Materials zugänglich gemacht, das bei gleichmäßiger Berücksichtigung geographischer Verhältnisse, historischer Betrachtungsweise und volkswissenschaftlicher Gesichtspunkte für die Frage des Verlaufs der deutschen Siedelung in der Slowakei ansehnliche Ergebnisse hervorbringt. Unbeschadet der Beschränkungen, die sich der Verfasser in sachlicher Bescheidung auferlegt hat, stellt die Arbeit einen unübertrefflichen Fortschritt über die sehr zahlreichen Vorgänger hinaus dar; sie ist nicht nur von umfassender Sorgfalt und weitblickender Berücksichtigung alles Erreichbaren getragen, sondern auch gediegen, gewissenhaft und vorzüglich in der Auswertung und Deutung der Tatsachen.

Über diese Beschränkungen ist es erforderlich, ein Wort zu sagen, das zugleich zur Kennzeichnung des seit langem erörterten und hier in gewissem Sinne gelösten Problems dienen mag. Die Heimatforschung hat, auch von der deutschen Allgemeingeschichte in diesem Punkte vielfach berücksichtigt, früh und immer wieder die Frage angeschnitten, inwiefern das Deutschtum der Slowakei als unmittelbare Fortsetzung germanischer Siedlung der Völkerwanderungszeit angesprochen werden könne, und inwiefern gautümliche Verschiedenheiten der bodenständigen deutschen Kultur der Landschaft aus der Nachwirkung eben solcher germanischer Reste zu erklären seien. Man ist gelegentlich dazu gekommen, offenkundige Variationen — wie andererseits Verschleifungen des Kulturbildes — vornehmlich oder

ausschließlich auf diese urtümlichen Zusammenhänge zurückzuführen. Dabei handelt es sich deutlich um zweierlei: zunächst darum, inwiefern sich germanische Völkerschaften in diesen Gebieten überhaupt und wie lange erhalten haben, namentlich ob sie ihre nationale Selbständigkeit mindestens auf kulturellem Gebiete noch bis dahin gerettet haben, wo sie mit der neueren deutschen Kolonisation in Berührung kommen und auf diese wirken konnten, sodann aber darum, ob und in welcher Weise diese Wirkung eingetreten ist. Eins hängt hier nicht unbedingt vom andern ab; es ist sehr wohl möglich, daß ein Beharren germanischer Siedler in irgendeiner Weise, ja sogar unter Erhaltung nationalen Gefüges, stattgefunden hat, ohne daß sich nachher noch sein Niederschlag in der mittelalterlichen oder neueren deutschen Kultur fände; die Angleichung des Alters an die jüngere Entwicklung kann, gerade weil die innere Verwandtschaft groß und die Notwendigkeit, sich gegen fremde Elemente zu behaupten, beiden Gruppen gemeinsam war, so vollkommen gewesen sein, daß sich ihre Spuren am lebendigen Volkskörper nicht mehr nachweisen lassen, daß höchstens gewisse erstarrte Überlieferungen noch für die ursprünglichen Verhältnisse zeugen. Ist dies der Fall, dann wird die Forschung, wenn sie der älteren Schicht nachgeht, mit anderen Mitteln zu arbeiten haben, als sie auf die Erkenntnis der späteren Entwicklung anwendet, und diese methodologischen Gegenfährlichkeiten lassen es verständlich erscheinen, daß die eine Frage behandelt wird, ohne daß die andere erledigt wäre. Man muß sich in diesem Zusammenhange auch darüber klar werden, daß sehr wahrscheinlich germanische Gruppen, sofern sie vorhanden waren, in dörflichen Gemeinschaften lebten, die Städte mieden; nun sind aber die ältesten Urkunden, auf die man sich zwecks Klärung der ursprünglichen Zustände stützen müßte, derart, daß sie wohl Rückschlüsse auf die städtischen Verhältnisse, nicht aber auf die des flachen Landes erlauben.

Frühjahrs-Neuheiten

in Woll- und Seidenstoffen

für Mäntel, Kostüme, Kleider, Kompletts

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring



Der Verfasser geht in der vorliegenden Arbeit auf die Frage des Nachlebens germanischer Siedlungsreste nicht ein, obwohl er das Gewicht etwa der Tatsache, daß sich der Name der Langobarden in der Mittelslowakei in slawischem Munde bis in die Gegenwart erhalten hat, nicht abstreitet; er beschränkt sich darauf, den Gang der späteren, urkundlich belegten Besiedelung zu verfolgen, und kommt im übrigen zu dem Ergebnis, daß sich in den geschichtlich zu erfassenden Zuständen ausschließlich der Verlauf der deutschen Kolonisation abzeichne. Kulturelle Grenzen sind auf die verschiedene Beteiligung der einzelnen deutschen Stämme, Mischungserscheinungen auf dem einen oder anderen Gebiete auf die gemeinsame, gleichzeitige oder auf einanderfolgende Siedelung derselben Elemente zurückzuführen. Insofern historische Nachrichten, Mundartenkunde und die Erforschung materieller Volkstümmer sich nirgends widersprechen, sondern sich vielmehr gegenseitig stützen, muß dieses Ergebnis im wesentlichen als endgültig hingenommen werden. Wie weit freilich das so untersuchte Kulturgut dennoch Spuren älterer Zustände unter der Oberfläche verbirgt, das muß um so eher dahingestellt bleiben, als, wie gesagt, die Zeugnisse ältester Zeit außerordentlich dürftig sind. Davan freilich kann ein Zweifel nicht bestehen, daß auch im Deutschtum der Slowakei kulturell das Gepräge der siedelnden Altstämme absolut vorherrscht.

Die geschichtlichen Darlegungen über den Verlauf und die Ausdehnung dieser mittelalterlichen Siedelung haben ihr eigenes Gewicht. So systematisch war bisher der Nachweis, wie verbreitet das Deutschtum gewesen, auf diesem großen Gebiete noch nicht geführt. Bereits um 900 läßt sich der deutsche Charakter gewisser Landstriche erweisen, 907 wird Preßburg mit deutsch geformtem Namen genannt, schon 880 ist ein

Deutscher Bischof in Neutra. Den Zeugnissen für zahlreiche deutsche Siedlung in der Zeit vor dem Mongolensturm kommt namentlich für die östliche Slowakei großes Gewicht zu, und gerade in diesen Gebieten, in denen sich rege slesische Beteiligung an der Kolonisation erweisen läßt, handelt es sich keineswegs nur um städtische Oberschichten, sondern um zusammenhängende bäuerliche Niederlassung. Der Anteil des deutschen Elements vor 1245 ist kaum zu errechnen; dann aber setzt ein so starker neuerlicher Zuzug ein, daß bereits 100 Jahre später die gesamte Oberschicht als deutsch bezeichnet werden muß und daß mindestens die Hälfte der Bevölkerung überhaupt der gleichen Nationalität ist. Kafer kommt zu dem Ergebnis, daß blutmäßig mindestens 50 Prozent der Lebenden in der Slowakei deutscher Herkunft seien, sehr wahrscheinlich ein noch größerer Anteil.

Diesen Tatsachen, die für die wunderbare kolonisationsische Leistung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutschtums, für seine ungewöhnliche völkische Kraft unvergeßliches Zeugnis ablegen, steht nun der Jammer des späteren Entwicklungsganges gegenüber. Das Deutschtum ist heute auf drei Sprachinseln beschränkt, die nur einen kümmerlichen Bruchteil des einst beherrschten Siedlungsgebietes darstellen. Die nationalen Verluste sind ungeheure, und sie sind nur zum kleinsten Teil auf unglückliche kriegerische Ereignisse, wie die Hussitenkriege, zurückzuführen; weit mehr haben die bodenlose nationale Gleichgültigkeit der Habsburger und die sinkende Widerstandsfähigkeit des deutschen Elements selbst verschuldet. Was sich da ereignet hat, dieses Absinken einer einst kompakten Volksmasse auf unter ein Zehntel seines früheren Bestandes, hat sich gleichsam vor unseren Toren abgespielt, eine stete Bedrohung auch für uns, eine Warnung und Mahnung zugleich für Gegenwart und Zukunft. Dr. Wbl.

Aviatik 
Schlesiens neue Qualitäts-Zigarette.
 Sammelbilder: Wunder der Technik in Gegenwart und Zukunft
 Aviatik Zigarettenfabrik G. m. b. H. Breslau.



Neuerseinerung: „HJ. in Kampf und Spionage“ Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. Geb. 2 RM.

Dieser Tatsachenbericht über die HJ.-Schar 6 ist phrasenlos und in echter Volkssprache geschrieben. Wir hören von dem Kampf, den eine kleine Gemeinschaft von jungen Arbeitern, Handwerkerlehrlingen und Schülern gegen den Bolschewismus führt, und von den abenteuerlichen Erlebnissen des Scharführers Gerhard Wieneke. Als Spion geht er zur Kommune; seine Schar weiß nichts von dem verabredeten Ausschluss. Ohne ihren Führer kämpft sie weiter. Gerhard aber wird beim Gegner als „heller Junge“ erkannt und zur Führerausbildung für die Instruktionsschule vorge schlagen. Bevor jedoch die Notizen über seine erfolgreiche Spionagetätigkeit Verdacht schöpfen und Rache an ihm üben, kehrt er zur HJ. zurück. Jetzt ist Schar 6 wieder „groß in Form“. Sie kennt nun den Plan ihres Scharführers. Vergeblich sind die Nachstellungen der Kommune. Die Jungen passen auf, und der Gegner muß einsehen, daß er den kürzeren gezogen hat.

Das Wort Kameradschaft steht leuchtend über diesem Buch. Waldemar Glaser hat sich mit seinen früheren Werken „Ein Trupp SA.“ und „Stahlkreuz an der Ruhr“ einen Namen gemacht. Die neue Erzählung ist ein schönes Zeugnis für die HJ. und ihre stolze Tradition.

Hermann Stehr. Mein Leben. Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin 1934. 42 Seiten. Pappband 1,40 Mark.

Hellmuth Langenbacher hat eine Schriftenreihe „Die Lebenden“ herausgegeben. Hier schildern bedeutende Dichter unserer Zeit ihre eigene Entwicklung. Ihr Rückblick vertieft das Verständnis für manches Werk, und der Zusammenhang von äußerem und innerem Leben geht deutlich daraus hervor. Besonders der bodenständige und seelisch reiche Dichter weiß Wesentliches zu künden. Das gilt in starkem Maße für die Zeilen Hermann Stehrs. Die mystische Schau eines entsetzten Werkes wird hier in seltener Kraft lebendig. Daran schließt sich die packende Schilderung von Lebensnöten, die durch unermüdeliches Ringen und den Erfolg der ersten Bücher gemildert werden. Alle Sorge des jungen Vorkschul Lehrers ist „überwunden“, als Gerhart Hauptmann — der verehrte, erfolgreiche Dichter — Worte der Anerkennung sendet. Das Werden und

Wachsen einer Freundschaft ist selten so schön dargestellt worden wie in diesen Blättern dankbarer Erinnerung. Wie stolz können wir Schlesier sein, daß die beiden heute weit über Deutschland hinaus berühmten Söhne unserer Heimat in so innigem Gedankenaustausch leben. Dazu steht in bestem Einklang, daß Hermann Stehr gerade an die Jahre in der Welt der schlesischen Berge, an sein Schaffen in Dittersbach, Warmbrunn und Schreiberhau mit besonderer Dankbarkeit denkt. Tiefe Gedichte finden sich am Anfang und am Ende dieses Lebensabrisses. Der Ausklang des Buches ist ein Bekenntnis zur „menschheitlichen Weite und völkischen Zucht“ im neuen Deutschland. Nur ein Dichter von der Tiefe Hermann Stehrs konnte diese Seiten niederschreiben. Wir hoffen, daß die am Schluß für 1935 angekündigten Bücher „Herbstgang“ (neue Gedichte) und „Damian Maebler“ (Roman) von gleicher Altersgüte und Lebensreife erfüllt sind.

Dr. W.

Volthar F. Joz: *Erlebte Vorgeschichte. Wie ich in Deutschland ausgrab.* Stuttgart 1934. Francksche Verlagshandlung.

Die Zeit ist nicht arm an Versuchen, vorgehichtliche Forschung in weitesten Kreisen volkstümlich zu machen, und sehr verschiedene Wege sind gewählt worden, das wünschenswerte Ziel zu erreichen. Das vorliegende Büchlein wählt einen neuen; es geht von dem starken Erlebniswerte aus, der der Tätigkeit des Bodenforschers in so eigener Betonung zugehört. Finden und Entdecken ist nur wenigen Wissensgebieten so sinnfällig beschieden wie der Vorgeschichte, und selten bleibt der Hauch des Abenteuers so nah. Der Verfasser versteht es, die Stimmungsmäßige vortrefflich zu gestalten, wie er überhaupt leicht und flüssig erzählt. Durch geschickte Anordnung des Stoffes weiß er einen Überblick über die allgemeine Entwicklung der Vorzeit zu vermitteln und gewährt gleichzeitig eine gute Anschauung der Technik des Ausgräbers. Das sind Vorzüge, die das Heft als eine erste Einführung empfehlen.

Insofern der Verfasser aus eigener Erfahrung berichtet, werden namentlich schlesische Gegenstände und Verhältnisse zur Darstellung gebracht, und der heimatkundlich Interessierte wird gern vermerken, daß da manche Dinge zur Behandlung kommen, die in weiteren Kreisen noch nicht entsprechend bekannt geworden sind. Rünftige Auflagen mögen Veranlassung geben, einiges Beiläufige zu bessern. Es ist ein Irrtum, daß die Lage des deutschen Bauern in Schlesien besonders ungünstig gewesen sei; das Gegenteil ist der Fall, und es wäre ohne Schaden, wenn in diesem Zusammenhange gelegentliche Animosität getilgt würde. In einigen Fällen würde vorsichtigere Fassung volkskundlicher Begriffe zu empfehlen sein. Wbl.

Nationalsozialistische Schlesische Hochschul-Zeitung

Die Januar-Folge 1935 zeigt die Überschrift „Zur Klärung der Fronten“. Mit dieser Kampfsparole erneuert sie ihr Bekenntnis zur geistigen Auseinandersetzung in und mit der Gegenwart. Sie wird auch weiterhin darum ringen, den Taten und Zielen der nationalsozialistischen Bewegung das überzeugende Wort folgen zu lassen und wesenfremde Strömungen abzuwehren, soweit sie noch bestehen.

So bringt der Aufsatz von Horst Euther „Masse, Gemeinschaft, Persönlichkeit“ eine klare Ablehnung der Zukunftsdeutung Oswald Spencers, welche in einem kommenden Cäsarismus den „Untergang des Abendlandes“, nämlich den Eintritt in die letzte Spätform jeder Kultur voraussetzte. Als Voraussetzung wäre die Vermassung des deutschen Volkes ein unabänderliches Schicksal gewesen. Der Nationalsozialismus hat aber das Steuer herumgeworfen, die völlige Verstärkung verhindert und wieder den Zusammenhang zwischen „dem Boden unter uns und dem Himmel über uns“ hergestellt. Gerade dadurch, daß der Sieg nicht gegen die Masse, sondern mit der Masse errungen worden ist, gelang eine organische Überwindung des Parlamentarismus, eine „Entmassung der Massen“. Sie bildeten sich um in die Mannschaften, Gefolgschaften und Gemeinschaften des Dritten Reiches.

Sehr ausführlich treten mit ihren Ausführungen Dr. Christian Vogel und Wilhelm Iser für und gegen Spanns Lehre von der Gesellschaft, der Volksgemeinschaft und einem Ständestaat an. Dr. Vogel ver sucht in einer sehr geschlossenen Beweisführung die Ablehnung der Spannschen Philosophie als irrtümlich darzustellen und eine Versöhnung mit dem jungen Deutschland vorzuschlagen. Wilhelm Iser lehnt die ganze Wiener Schule mit ihrer christlichen Romantik ab und zitiert einen entschiedenen Mitkämpfer in der Front gegen Spann, nämlich den Reichspresseschef Dr. Dietrich, dessen Rede „Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus“, kürzlich wegen ihrer großen Bedeutung im Buchhandel erschienen ist. Die Ausführungen Wilhelm Isers erhalten dadurch besonderes Gewicht, daß sie im Rahmen der heftigen Fehde zugleich die neuen Aufgaben einer kommenden Philosophie zu formulieren suchen.

Hoch bedeutsam und fast wichtig in jedem Satz und jeder Angabe sind sämtliche Zeiträger der Beilage „Blick nach Osten“. Hier wird unter anderem das Nationalitätenproblem in Ostmitteleuropa angeschnitten. Andreas Joten entrollt die Geschichte der westlichen und östlichen Nationalstaaten, zeigt die grenzenlose Verschiedenheit zwischen Westen und Osten, macht jedem offensichtlich, aus welchen Gründen die gegenwärtigen Völkungen keine endgültigen sein können und

Wertvolle Geschenke aus SILBER Roßdeutscher & Reisig
Silberwarenfabrik
Breslau 5, Tauentzienplatz 3

Kristall * Porzellan * Steingut

Tafel- und Kaffeegeschirre, Bestecke
finden Sie in großer Auswahl und
in allen Preislagen im Kunstgewerbehaus



Breslau, Schweidnitzer Str. 8

warum noch so viel „ungelöste Fragen“ in Europa auf Antwort drängen. Gerade nachdem in letzter Zeit die Aufmerksamkeit sich stark auf Polen gerichtet hat, ist es erwünscht, genaue Auskunft über „Die Agrarreform und die Agrarnot in Polen“ von Hans Drach und „Die Bevölkerung Polens“ von Heinz Pohlenz zu erhalten. Diese sachlichen Berichte werden an Stelle mancher falschen Illusion wieder die Vorstellung von der harten Wirklichkeit setzen.

Wie immer fördert eine ausgezeichnete Bücher- und Zeitschriftenschau die Kenntnis der wertvollen Neuerscheinungen. Und da es sich um Schlesiſche Heimatforschung, um lebendige Geschichte und Bücher von deutscher Kunst handelt, werden diese Anregungen besonders willige Ohren finden.

Von nun an wird die „NS. Schlesiſche Hochschulzeitung“ ihrer ständig wachsenden Bedeutung entsprechend vierzehntägig erscheinen. Damit wird sie in Zukunft neben der nationalpolitischen Auseinandersetzung grundsätzlicher Art auch den schlesiſchen Fragen einen ausreichenden Raum bieten können und dazu beitragen, den so wichtigen östlichen Eckpfeiler des deutschen Reichs, unser geliebtes Schlesien, weiter zu kräftigen.

H. B.

Carl Walter: Geschichte der Stadt Freystadt, herausgegeben von Sctrud Walter. Freyſtadt 1934.

Eine Geschichte Freyſtads hat seit Jahrzehnten gefehlt, und die älteren Arbeiten genügen den Ansprüchen in keiner Weise. Walters posthum herausgegebene Chronik füllt in der Tat eine Lücke aus. Sie ist eine fleißige, auf reichlichem Aktenstudium beruhende Arbeit, die zwar nicht alle Gesichtspunkte, die man berücksichtigt sehen möchte, in gleicher Weise betont; aber jedenfalls eine Fülle treulich zusammengetragenen Stoffes ausbreitet. Der verständliche Wunsch, möglichst vielseitig zu sein, führt des öfteren dazu, daß der geraffte Fluß der Darstellung durch näheres Eingehen auf Stadtgeschichtlich anziehende Einzelheiten unterbrochen wird, und an der Ungleichmäßigkeit der Quellen, die hier reichlich, dort ein wenig dürftig flossen, liegt es, daß manche Seiten des Lebens weit ausführlicher als andere behandelt worden sind. Der örtliche Ge-

sichtspunkt muß sich schließlich auch bei Gegenständen, die nicht im Mittelpunkte größerer Zusammenhänge stehen, vordrängen, und das geschieht ohne Schaden. Gerade darin, daß solche Überlieferungen festgehalten und gedeutet werden, liegt der besondere heimatkundliche Wert. Daneben hat manches intimer ausgemalte Bild typische Geltung und seine Bedeutung für die schlesiſche Allgemeingeschichte. Hier mag die recht ausführliche Behandlung des Freyſtädter Innungslebens erwähnt werden. — Dem geschichtlichen Teile sind zwei sagenhafte Überlieferungen angehängt.

W. Erich Späthe: Breslau und Schlesien, wie es nicht jeder kennt. Breslau, Breslauer Verlags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H.

Auch wer in seiner Heimat gut Bescheid weiß, wird mit Gewinn nach dem hübschen Buche greifen, in dem W. Erich Späthe allerhand Wissenswertes über Breslau und Schlesien zusammengetragen hat. Wirklich, da stehen Tatsachen über Tatsachen bei einander, die der Eingeweihte kaum im Gedächtnis hat, die keineswegs nur Kuriositätswert besitzen und als hübsche Anekdoten genossen werden wollen, sondern vielfach ernste Beachtung verdienen und dazu beitragen, der Heimat ein größeres oder kleineres Stückchen verdienten Ruhmes zu befechtigen. Natürlich hat auch das Anekdotische hier seinen Platz an der Sonne, dem man ihm um so lieber gönnen wird, als der Hang zum Absonderlichen ohnehin zum Schlesiſer gehört. — Der Inhalt ist außerordentlich vielseitig, mit viel Liebe zusammengetragen, gefällig und liebenswürdig gefaßt.

Kläre Höhne: Erlebte Heimat. Ein Wanderbuch vom Riesengebirge. Hirſchberg 1934. Verlag des Beobachters im Riesens- und Iſergerbirge.

Kläre Höhnes Buch gilt dem Gebirge, das mit Andacht und Poesie vor Augen und im Herzen durchwandert ist. Gelegentlich ist im Erfühlen des Schönen und Reizenden ein wenig zuviel getan, und der sprachliche Ausdruck hält der Fülle des Geschehens nicht

ganz stand. Solche Entgleisungen mögen bei Gelegenheit gebessert werden. Sie besagen freilich nicht viel. Wer dem Buche folgt, wird viel Anziehendes, auch Verstärkteres und kaum Bekanntes sehen lernen und nebenbei seine Freude an den Bildern haben, die Friedrich Swan beigezeichnet hat.

Aurora. Ein romantischer Almanach Bd. 5.
Oppeln 1935. Verlag „Der Oberschlesier“,
Heimatkalender des Reiffegaus 1935.
Herausgegeben von der Kreisverwaltung
des Landkreises Weisse.

Die Aurora, die Jahrgabe der deutschen Eichendorff-Stiftung, steht diesmal im Zeichen der Trauer um den Begründer, Karl Freiherrn von Eichendorff, einen Enkel des Dichters, der im März vergangenen Jahres verstorben ist. Ein Teil der Aufsätze des Bandes ist seinem Gedemden gewidmet, einige Beiträge rühren noch aus seiner Feder her. Von dem wie immer würdig und geschmackvoll gehaltenen Bande mögen zwei Abhandlungen über Wilhelm Freiherrn von Eichendorff, den Bruder des Dichters, und über Fouqué, den Eichendorffverkünder, jener von Franz Schumacher, diese von Otto Demuth stammend, erwähnt sein, nicht zu vergessen der feinen Ausführungen, die Rainer Schöffler über Eichendorff als „Geschichtsschreiber unseres Innern“ macht.

Der Heimatkalender des Reiffegaus für 1935 kann als ein wahres Muster seiner Art empfohlen werden. Die zahlreichen Beiträge, nahezu alle Gebiete der Heimatforschung berührend, sind nicht nur so geschickt ausgewählt, daß sie in einfachster Form einen guten Überblick über die wichtigsten Epochen der Landschaft gewähren, sondern sind zugleich so faßlich und verständlich, daß sie in weitesten Kreisen für den Heimatgedanken werben können. Lob verdient der, auch die Mundart entsprechend berücksichtigende Unterhaltungsteil. Einige Aufsätze allgemeinerer Haltung mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart sind eingestreut.

Dr. Zbl.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe). 23. Jahrgang 1934.

Das neue Jahrbuch des Hohenelber Riesengebirgsvereins bringt u. a. zwei Beiträge

von besonderem Interesse, zunächst einen Aufsatz von Beda Menzel über die beiden Baumeister Christoph und Kilian Dientzenhofer, deren reiche Tätigkeit im Dienste der Äbte von Braunau dargestellt wird. Es handelt sich bei diesen beiden Männern um bedeutende Künstler der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die der italienischen Barockkunst im Norden den Weg bereitet haben und deren Einfluß auf weitere Reise jedenfalls nicht unterschätzt werden darf. Die Aufmerksamkeit der Kunstgeschichte hat sich ihnen jüngsthin namentlich unter dem Gesichtspunkte zugewandt, ob ihnen gewisse Bauten überhaupt zuzuweisen seien. Hier stellt Menzels Aufsatz, der bisher unbekanntes archivalisches Material ausschöpft, einen beachtlichen Beitrag zur Lösung der schwebenden Frage bereit. — Erwin Heinzel veröffentlicht zwei Trautenauer Urbare von 1544 und 1545, die nicht nur für die Sozial- und Siedelungsgeschichte dieses Gebietes von Bedeutung sind, sondern schon deshalb besondere Geltung genießen müssen, weil so frühe Quellen dieser Art nicht eben häufig sind. Überdies verdienen Urbare die rege Beachtung der Familienforschung, die vorliegenden auch bei uns, insofern sich allenthalben eine Einwanderung über das Gebirge in Schlesien feststellen läßt.

Der Oberschlesier. Monatschrift für das heimatliche Kulturleben. 17. Jahrgang 1935. Heft 1.

„Der Oberschlesier“ geht in seinen 17. Jahrgang mit einem vortrefflich zusammengestellten Hefte, das dem Heimatforscher vielseitige Anregung bringt. Unter den Beiträgen seien zunächst die von Klapper über ostdeutschen Volksglauben und von Verch über Quellen, Wege und Ziele der ober-schlesischen Heimatforschung erwähnt. Eva Schmidt schreibt über Stolarsky, einen Meister des ober-schlesischen Eigengusses, Joachim Herrmann über den Komponisten Richard Weß, Alfons Hayduck über den Lyriker Richard Schiedel, von dem eine Anzahl Gedichte veröffentlicht werden. Alfons Perlick bringt eine Arbeit aus der Volkskunde des Kofberger Bauernlebens, Bernhard von Peinen äußert sich über Aufgabe und Weg national-sozialistischer Arbeit für Volkstum und Heimat.

Dr. Zbl.

Dekorationen Stores Tapeten	Schneider & Wolf	Stoffe für Dekoration und Bezug
Tel. 27185	Breslau 1, Schweidnitzer Straße 21/22	Tel. 27185

Anmerkungen:

1. Die Bildstöske zum Aufsatz Gebhard Uttinger stellte in freundlicher Weise der „Kunstverlag G. m. b. H., Gesellschaft für Christliche Kunst“, München 2 NW., zur Verfügung.
2. Von Max Glauer, Oppeln, stammt das Lichtbild „Alter Veteran“ auf der Bildbeilage IV des Heftes.
3. Im Januarheft blieben am Ende des Aufsatzes „Zur neuen Gestaltung des Breslauer Domraumes“ einige Sätze fort, ebenso der Name des Verfassers: Dr. Tunk. Es wird daher ergänzt: Die „neue Schönheit“ unseres modernen Raumstiles gründet sich wesentlich auf die neue Farbigkeit: „In dieser — das Gefühl haben wir — wird heute unbedingt ein vernehmliches Ja gesprochen; wir haben in ihr nie dagewesene Klänge von ungemeinem Reiz, von einer absoluten Harmonie, die tief befriedigt; wir haben eine positive Überlegenheit über die farbige Welt, in der die Älteren einst aufgewachsen sind.“
4. Die Abhandlung über „Otto Müller“ wurde im Januarheft irrtümlich übernommen.

Jedes Buch
besorgt die
„Deutsche Buchstube“
Breslau 1, Schweidnitzer Str. 21



Deutscher Hausrat
fördert in ständiger Ausstellung
Schlesisches Handwerk
Schlesisches Brauchtum
Breslau, Ohlauer Str. 47, Ecke Neue Gasse

Spezial - Augengläser - Institut



Fachmännisch angepaßte
Augengläser in bester
preiswerter Ausführung!
Robert Schwarzer
Dipl.-Optiker (Alte) Taschenstr. 6

Ernst Wiegner

Elektrische Licht- und Kraft-Anlagen
Reparatur elektrischer Maschinen und Apparate
Breslau 13
Kaiser-Wilhelm-Straße 8 Fernruf 31786

Elektr. Anlagen

Heiz- u. Kochapparate
Beleuchtungskörper

Radio

liefert preiswert

Herbert Lück

Breslau

Hummerei 18 Telefon 55272

**Kunst-Bildpostkarten
Foto- u. Ansichtskarten**

hervorragende Auswahl

Ulrich Kallenbach

Breslau 1, Taschenstraße 31
(nahe der Ohlauer Str.)

Klischees
GEIKE
BRESLAU REUSCHESTR. 142
ff. Autotypien Strichätzungen **74.59870** Holzschnitte Zeichnungen